Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 33 **Marburg i. H., den 17. August** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Natur — Die Bartholomäusnacht. Zweite Hälfte — Der Fall Heydorn — Vom Wege. Tagebuchblätter aus Marokko und Algier. Viertes Stück — Liturgie—Lüge? — Der Charlottenburger Zwischenfall — Verschiedenes: Feiergedanken eines Arbeiters (Maetze); Logos (Mehlis); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Natur

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Ps. 104, 24.

In Dantes Göttlicher Komödie hat mich die Stelle mächtig ergriffen, wo die erziehenden Strafen der Hochmütigen geschildert sind. Sie, die ihr Haupt in ihrem Erdenleben so stolz erhoben hatten, tragen schwere Steine auf ihren Schultern, unter deren Last sich ihr Nacken beugt. Dabei gehen sie hin auf einem Weg, der durch kunstvolles Bildwerk geschmückt ist. Zu ihren Füßen und zur Seite sind Beispiele der Demut dargestellt, Männer und Frauen, die groß gewesen sind durch ihre Bescheidenheit. Und wirklich, indem sie nichts anderes mehr erblicken als die Denkmäler der Demut, verstummt ihre Eitelkeit, und sie ziehen dahin, Loblieder Gottes singend.

Der Dichter hat hier wirklich der Vorsehung ein Geheimnis ihrer Erziehung abgelauscht. Wir denken daran, mit welchen Bildern Gott unsere Wege umstellt hat. Weite Ebenen umgeben uns, die an ihren Rändern in den Himmel zerfließen. Wir erblicken dunkle Wälder, die von heiligen Schauern durchweht sind. Hügel und Berge erheben sich neben uns, die den Blick nach oben lenken und durch ihre einsame Größe das Gemüt ergreifen. Und über das alles hat er den Himmel gespannt, an dem am Tag die Sonne leuchtet und von dessen fernen Höhen die Sterne feierlich-freundlich in unser Auge blicken. Wo irgend der Mensch Umschau und Aufschau hält, sieht er die große Natur. Seine Seele aber ist so geschaffen, daß er die Werke Gottes nicht betrachten kann, ohne sich in sie hineinzudenken und sich mit der ihn umgebenden Erhabenheit zu vergleichen. Wohl bringen es Manche zustande, ihre Umgebung zeitweise zu vergessen und angesichts von Berg und Meer und Himmel nur an ihre kleinen Dinge und nichtigen Sorgen zu denken. Aber jetzt trifft Diesen, dann Jenen in einer stillen Stunde der Gottesblick der gewaltigen Natur, und dann steigt in ihm die Ahnung seiner ewigen Bestimmung auf. Gott hat es so eingerichtet, daß wir auf unsern Wegen Briefe Gottes finden, wie Walt Whitman einmal gesagt hat. Wenn wir auch den einen ungelesen liegen lassen, so können wir gewiß sein, immer wieder einen anderen zu finden.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man auf den Gedanken gekommen ist, auf die Gänge und in die Lehrzimmer unsrer Schulhäuser Bilder zu hängen. Zur Zeit, wo wir Aelteren die Schule besuchten, wußte man noch wenig davon. Wie erhielten in kahlen Schulräumen einen leider oft genug zur Umgebung passenden Unterricht. Gott hat Jahrtausende, bevor Menschen an einen unaufhörlichen Anschauungsunterricht dachten, seine Ziehkinder in die erhabenste und erhebendste Bildergallerie hineingestellt. Da gibt es in unübersehbarer Fülle Beispiele und Gegenbeispiele. Die wilde und grausame Natur mit ihren herzlosen Kämpfen um das Dasein ruft uns zu: so sollst du nicht sein! Die schöne und erhabene Natur aber erinnert uns an unseren Menschenberuf. Hat sich der Blick ein wenig an die unendlichen Ausdehnungen des Raumes gewöhnt, dann öffnen sich im Wassertropfen und im Staubkörnchen neue unendliche Welten. Rings von hehren Schauern der Unendlichkeit umrauscht führen wir unser Leben. Es muß wohl bei Jedem dazu kommen, daß er einmal von heiliger Ehrfurcht ergriffen werde und wäre es auch erst in dem Augenblick, da der Tod in seiner Majestät auf ihn zuschreitet. Doch nicht bis dahin wollen wir warten. Heute soll die Sehnsucht nach Größe, das Heimweh nach der uns zugedachten Weite und das Verlangen nach dem uns vererbten Reichtum des geistigen Lebens unsre Seele ergreifen. So erleben wir in aller Hoheit, die uns umgibt, die Güte Gottes, der uns von unsrer Kleinlichkeit erlösen will, und fangen an zu uns selbst zu kommen, indem wir den mächtigen Zügen seiner Liebe nachgeben. C G

Die Bartholomäusnacht

4*)

Aber diesen Beratungen hatte ein Verräter beigewohnt, ein pikardischer Edelmann und Hugenottenkapitän Bouchouanne. Das wird von dem venezianischen und insbesondere von dem toskanischen Gesandten, freilich offenbar einseitig, erzählt und von hugenottischer Seite bestätigt. Er hinterbrachte sofort der Königin Mutter den Inhalt der Gespräche, worauf dann aus ihnen weiter das Bestehen einer Aktionspartei unter den Hugenotten mit der Absicht unmittelbarer Rache abgeleitet wurde. Wenn die Königin dazu jene von ihr mißdeuteten Worte Colignys und noch dazu die aufgeregten Reden nahm, die soeben an ihrem eigenen Abendtisch Pardaillan und andere Obersten der Hugenotten geführt hatten, so schien sie den Beweis, oder wenigstens seinen Anschein, in den Händen zu haben, daß eine unmittelbare Gefahr für sie, das königliche Haus und den Staat drohe. So beschloß sie denn sofort mit Anjou und Guise, ihren Schlag zu führen. Es ist schwerlich festzustellen, ob sie an jenes angebliche Komplott wirklich geglaubt oder es nur als Vorwand aufgegriffen habe. Wenn sie aber vollends nachher den schwer verwundeten Coligny selbst als das Haupt der Verschwörung hingestellt hat, so ist das so unsinnig, daß man schon daraus schließen möchte, daß sie an das ganze Truggewebe gar nicht geglaubt habe.

Denn, das ist wohl zu erwägen, es kam daneben für sie ein zweites, höchst bedeutsames Moment in Betracht. Je weiter die Untersuchung fortschritt, die der König mit höchstem Ernst betrieb, um so sicherer mußte an den Tag kommen, daß nicht, wie Jedermann und vorzüglich der König selbst annahm, Guise, sondern die Königin die Anstifterin gewesen war, und dann

*) Für das Folgende bemerke ich, daß ich von dem angeblichen Bericht Heinrichs III. keinen Gebrauch gemacht habe, weil auch ich ihn nicht für echt halte.

war der Ausgang nicht abzusehen. Dann war nicht bloß die Königin rettungslos bloßgestellt, sondern auch ein wirklicher Ausbruch der Hugenotten zu befürchten; denn daß der König an seiner eigenen Mutter Gericht und Rache für Coligny üben werde, war ja doch nicht zu erwarten. Ob für sie selbst dabei auch der Gedanke von entscheidendem Gewicht geworden ist, daß sie nun alle Feinde bei einander in der Falle habe und mit einem Schlag sich und dem Reich Ruhe schaffen könne, wissen wir nicht. Jedenfalls stellte sie es so dem König vor.

Denn auf der Stelle eröffnete sie nun persönlich oder durch einen Mittelsmann ihrem Sohn, daß sie allein die eigentliche Schuldige sei, und wie sie dann um 10 Uhr Abends mit den Männern, die jeder Zeit für jeden Schlag gegen die Hugenotten zu haben waren, Anjou, Guise, Nevers, Montpensier, Tavannes, Retz u. A. auf ihn einredete, da waren es eben die Momente, die sie ihm vorhielt: die Verschwörung mit Coligny selbst an der Spitze gegen seine Person, sein Leben und seine Regierung, die augenblickliches Handeln erfordere, und die Gunst der Lage, die alle Rebellen in seine Hand gebe. Der König widerstand eine Weile. Dann aber zeigte er sich auch in diesem Augenblick als den „sehr gehorsamen Sohn", und nun soll er selbst — aber die Nachricht ist mehr als unsicher — die Ermordung aller Hugenotten, nicht nur ihrer Häupter und Obersten verlangt haben. Jedenfalls war man Schritt um Schritt weiter gekommen, von dem einen Admiral zu den militärischen Führern und schließlich zu der ganzen Masse friedlicher Bürger, die nie eine Waffe gegen den König getragen hatten.

Jetzt wurden sofort die Vorbereitungen getroffen. Die königlichen Truppen, insbesondere die Schweizergarden und die Archers, erhalten zunächst den Auftrag, das Louvre zu decken und zu besetzen, Niemand hinein und heraus zu lassen. Sie bleiben geschlossen im Schloß und seiner Umgebung. Dazu aber werden an die Häupter der Stadt die nötigen Befehle ausgegeben. Es handelte sich vor allem darum die städtischen Bürgermilizen aufzubieten. Es muß nicht lange vor Mitternacht gewesen sein, als der kurz zuvor abgegangene und der neue Prévôt des Marchands vor den König berufen wurden und, auf strengstes Schweigen vereidigt, den Befehl bekamen, zu dem bevorstehenden Handel ihre Offiziere und Unteroffiziere zusammenzuberufen, ihnen den geheimen Befehl des Königs zu eröffnen und dann alle ihre Leute aufzubieten, zu sammeln und bereit zu halten. Die Häupter der Stadt scheinen zuerst Schwierigkeiten gemacht zu haben. Wie ihnen dann aber einer der Herren, Tavannes, drohte, man werde sie aufhängen, wenn sie nicht gehorchten, fügten sie sich und erklärten, man werde mit ihnen zufrieden sein. Weitere Befehle betrafen die sichere und geordnete Durchführung des großen Plans. In der ganzen Stadt sollten Nachts in den Fenstern Fackeln und Pechpfannen brennen, um Verwirrung zu verhindern. Alle Tore der Stadt sollten geschlossen, die Kähne am Ufer an die Ketten gelegt werden, um den Wasserweg zu sperren. Ein starkes Korps der städtischen Milizen sollte die offene Vorstadt St. Germain umstellen, um die dortigen sehr zahlreichen Hugenotten einzuschließen. Mit furchtbarer Präzision und Klarheit war alles überdacht und angeordnet.

5

Die Ausführung verläuft dem Programm entsprechend in zwei Hauptrichtungen: den einen Teil, die Ermordung des Adels, der in der Nähe des Admirals untergebracht ist, übernehmen die regulären königlichen Truppen samt den Garden der beiden Prinzen, den anderen Teil überläßt man der Stadt. Das Signal für die Truppen ist die Glocke von St. Germain l'Auxerrois, das für die Milizen die große Aufruhrglocke des Palais (de justice) auf der Insel.

Der König und der ganze Hof bleibt die ganze Nacht hindurch im Louvre wach. Um zwei Uhr in der Frühe des 24. August, eines Sonntags, der zugleich der Bartholomäustag ist, werden die Truppen in der Stille alarmiert und bereit gestellt. Dadurch wie durch die ersten Maßnahmen zur Versammlung der Milizen entsteht eine Unruhe in der Stadt. Man hört Menschen laufen, Waffen klirren, sieht Fackeln leuchten. Einige hugenottische Adlige, die in der Nähe des Admirals wohnen, gehen der Bewegung nach, fragen nach der Ursache und hören, der König beabsichtige als ein neues festliches Schauspiel die Berennung und Erstürmung eines Schlosses, das eigens dazu gebaut sei. Dazu treffe man die Vorbereitungen. Schließlich stoßen sie aber auf die Truppen am Louvre; es entsteht ein Wortwechsel, bei dem ein Edelmann von einem Soldaten mit der Hellebarde verwundet wird, worauf auch die andern angefallen werden. Jetzt erklärt die Königin, die der Festigkeit ihres Sohnes ohnehin nicht recht traut, die Truppen ließen sich nicht länger halten, und läßt die Glocke von St. Germain schlagen. Es muß etwa 3 Uhr gewesen sein.

Sofort beginnt die Ausführung. Guise, sein Oheim Aumale und der Bastard von Angoulême, der Halbbruder des Königs, ziehen mit einer Schar der Garde gegen die Wohnung Colignys. Dort vereinigen sie sich mit der Wache von Archers, die der König dem Admiral gegeben und die in der Nähe seines Hauses untergebracht war. Und nun wird an das Haus gepocht und im Namen des Königs Einlaß begehrt. Sobald die wenigen Leute des Admirals, insbesondere die Schweizer Navarras merken, worum es sich handelt, suchen sie die Treppe zu verrammeln und Widerstand zu leisten, werden aber leicht überwältigt und zumeist niedergemacht, so daß der Weg zum Admiral frei ist. Der ist inzwischen erwacht, hat sich erhoben und einen Schlafrock umgeworfen. Er vermutet nach einem Teil der hugenottischen Quellen in dem Getöse einen Aufstand gegen den König und will die Garden rufen lassen. Aber sofort sieht er seinen Irrtum ein und rüstet sich zum Tod. Er befiehlt den Wenigen, die noch um ihn sind, sich zu flüchten, was sie auch tun; nur der Dolmetscher Muß hält bei ihm aus.

Inzwischen ist Guise — zu Pferde — mit den anderen Herren in den inneren Hof des Hauses eingetreten. Eine Anzahl Leute, die auch die Treppe freigemacht haben, werden in das Zimmer des Admirals geschickt. Ihre Namen werden verschieden angegeben. Ein Bericht, der auf den Hauptmann der Schweizergarde Anjous zurückgeht, nennt nur Schweizer und läßt auch den ersten Schlag durch einen Schweizer Koch führen. Auch jene hugenottischen Quellen wissen, daß es Soldaten von Anjous Leibwache gewesen sind; man hat sie an ihren Farben erkannt. Das spricht für den Bericht des Schweizers. Aber dieselben hugenottischen Berichte und ebenso z. B. der toskanische Gesandte und die Schrift eines Römers Capilupi, von der noch die Rede sein wird, nennen als eigentlichen Mörder einen gewissen Bême, der nach den Einen Flamländer, nach Andern geborener Württemberger, aber böhmischer Herkunft gewesen sein soll und daher auch einen tschechischen Namen (Dianowitz oder Jemwitz) führt, so daß das Bême soviel wie Böhm wäre. Diese Ueberlieferung geht ohne Zweifel auf das Haus Guise zurück, von dem auch Capilupi seine Nachrichten hat. Denn Böhm war vom Herzog Franz von Guise in sein Haus aufgenommen und emporgebracht worden, und für ihn übt er jetzt nach Capilupi die Blutrache, indem er Coligny mit den Worten anfällt: „Schurke, gib mir jetzt das Blut meines Herrn und Meisters wieder, den Du so schändlich umgebracht hast." Böhm hat dann auch vom König Philipp II. von Spanien eine reiche Belohnung dafür erhalten. Die Guise haben also ihre Version durchgesetzt, und doch ist sie sehr unsicher.

Der Admiral hatte absolute Ruhe bewahrt. Auf die Frage Böhms: „Bist Du der Admiral?" antworte er Ja und fügte nach mehreren Berichten, auch denen hugenottischen Ursprungs, hinzu: „Aber junger Mann, Du solltest mit meinem Alter und meiner Krankheit Mitleid haben. Doch kannst Du mein Leben nicht verkürzen." Capilupi dagegen läßt ihn die Hand an seinen Bart legen und sagen: „Wenn dieser weiße Bart wenigstens durch einen Mann und nicht durch einen Troßbuben abgenommen würde", eine Wendung, die ein Teil der hugenottischen Quellen, wenn auch in feinerer Prägung, aufgenommen hat. Unter weiteren Stichen und Schlägen auch der Anderen stürzt dann Coligny sterbend zu Boden.

Jetzt ruft Guise aus dem Hof herauf: „Böhm, bist du fertig?" „Ja." „Der Ritter (Angoulême) will es nicht glauben, wenn er ihn nicht selbst sieht, wirf ihn durchs Fenster herunter."

Das geschieht. Guise wischt ihm das blutüberströmte Gesicht ab und sagt: „Er ists, ich kenne ihn“ und gibt ihm einen Fußtritt ins Gesicht, geht dann durch die Haustüre hinaus auf die Straße und ruft: „Mut, Soldaten, wir haben glücklich angefangen. Jetzt weiter zu den Andern! Der König will es.“ Die letzten Worte wiederholt er immer wieder laut. Ein Italiener von der Leibwache des Herzogs von Nevers schlägt Coligny den Kopf ab, der, wie hugenottische Quellen behaupten, dem König und der Königin gezeigt und dann — von wem, wissen wir nicht — einbalsamiert an den Kardinal Guise und den Papst geschickt wird.*) Das Volk, das inzwischen dazu gekommen ist, verstümmelt ihn noch weiter gräßlich. Der Rest wird an einem Strick durch die Straßen geschleift und schließlich auf dem Montfaucon an den Füßen am Galgen aufgehängt, bis nach einigen Tagen der König vorbeikommt und ihn abnehmen und beerdigen läßt.

Nach dem Tode des Admirals aber geht nun die Arbeit weiter: es ist nicht ganz klar, ob dieselbe Abteilung sie übernimmt und sich nur etwa dazu in kleinere Haufen auflöst, oder ob von vorn herein andere Truppenteile dafür entsandt worden sind. Alles ging ohne Mühe. Man kannte die Wohnungen des Adels: ein Teil war ja erst gestern in der Nähe des Admirals untergebracht worden. Nur Wenige konnten sich zur Wehr setzen, die Meisten wurden in ihren Wohnungen und Betten überfallen oder bei der Flucht in den Straßen oder auf den Dächern niedergemacht.

Auch im Louvre haben unterdessen die Garden ihre Arbeit getan. Dort waren Navarra und Condé mit ihrer Umgebung untergebracht. Sie scheinen argwöhnisch geworden zu sein. Um Navarras Bett stehen die ganze Nacht 30—40 Herren umher. Gegen Tagesanbruch steht er dann auf, und etwa eine Stunde nachher wurden sie alle überfallen, der größte Teil ihrer Umgebung niedergemacht, er selbst mit Condé vor den König geführt, der ihnen das Leben schenkt, aber unter Drohungen verlangt, daß sie abschwören sollen. Navarra setzt wenig Widerstand entgegen. Condé hält sich tapferer.

So ist also die Arbeit der Truppen getan. Und nun beginnt der zweite Teil. Jetzt ertönt die Glocke des Palais und damit beginnt das allgemeine Morden und Plündern unter den Hugenotten. Zu dieser Arbeit werden auch die Truppen mit losgelassen: nicht mehr in geschlossenen Abteilungen, sondern jeder für sich, beteiligen sie sich mit besonderem Eifer. Nach den offiziellen städtischen Aufzeichnungen müßte man annehmen, daß gerade sie vor allem am Sonntag und in den folgenden Tagen geplündert und gemordet hätten und lange Zeit durch keine Maßnahmen davon abzubringen gewesen wären, und wir wissen auch wirklich von einzelnen Schweizern selbst, welch großartige Beute sie gemacht haben.

Aber daneben müssen bei dem allem auch die städtischen Milizen und mit ihnen der ganze Pöbel sich beteiligt haben. Die Milizen hatten sich, wenigstens noch zum Teil, in der Nacht gegen Morgen versammelt und zogen unter Führung ihrer Offiziere von Haus zu Haus, wo man wußte, daß da Hugenotten wohnten, plündernd und mordend nicht mehr die fremden adligen und militärischen Gäste, sondern die Pariser selbst, Beamte, Gelehrte, Handwerker usw. Auch hier treten die Herren vom Hof als die Leiter auf. Man hat überall die Losung ausgegeben, die Hugenotten wollten dem König und dem ganzen Hof ans Leben, man müsse ihnen also zuvorkommen. Mit dem schrecklichen Ruf, der die Straßen einer belagerten und endlich erstürmten Stadt zu füllen pflegt: „Tue, tue tout!“ feuern Guise, Aumale, Nevers die Menge an und rufen immer wieder: „Der König befiehlt es.“ Ihnen schließt sich auch aller Pöbel mord- und beutegierig an.

Ein Teil der Befehle an die Milizen ist freilich zu spät gekommen. So ist die Umstellung der Vorstadt St. Germain nicht zur rechten Zeit erfolgt, und auch die Kähne scheinen wenigstens am südlichen Ufer der Seine nicht alle festgemacht worden zu sein. So konnte ein Teil der Hugenotten St. Germains in aller Frühe sich flüchten, darunter Montgommery, der einst das Unglück gehabt hatte, im Turnier König Heinrich II. tötlich zu verwunden. Ein anderer Teil der Hugenotten von St. Germain dagegen glaubte an einen Aufruhr gegen den König und setzte über die Seine, um ihm zu Hilfe zu eilen, lief aber den Haufen der Mörder in die Hände und wurde zum Teil unter den Augen des Königs am Louvre niedergemacht. Hier soll es gewesen sein, daß der König auf die Fliehenden mit seiner Jagdflinte schoß. Allein die Sache ist unsicher; auch die hugenottischen Quellen geben sie nur mit einem „man hat mir erzählt“ wieder.

*) Der König suchte die Ueberbringung nach Rom zu verhindern; sein Befehl scheint aber zu spät gekommen zu sein.

Den städtischen Behörden, die ja von Anfang an nicht an die Sache herangewollt hatten, wird es nun aber bald zu viel. Sie halten — nach den offiziellen städtischen Aufzeichnungen zwischen zehn und elf Uhr Vormittags — dem König die Lage vor und bitten um Befehl zur Einstellung. In solchem Maß sind sie durch den Willen des Hofs gebunden! Der König gibt den Befehl, und nun steigen der Prévôt des Marchands, das eigentliche Stadthaupt, und die Schöffen zu Pferde und suchen die Ruhe herzustellen. Proklamationen und Ausrufe ergehen ununterbrochen. Auch der Herzog von Nevers setzt jetzt wieder seine ganze Volkstümlichkeit daran, um wie vorher das Morden und Plündern allgemein zu machen, so jetzt ihm ein Ziel zu setzen. Auch die Milizen sollen dazu helfen. Nachmittags läßt die Raserei wirklich nach. Aber am Montag und Dienstag fängt sie wieder an. Man muß wieder Wachen in die Straßen legen, die übrig gebliebenen Hugenotten zu ihrer Sicherheit in das Stadthaus bringen, und noch am Freitag, 29. August, muß eine Kommission aus hohen königlichen und städtischen Beamten zusammengerufen werden, durch die die Reibungen zwischen den beiden Kreisen des Hofs und der Stadt überwunden und durchgreifende Maßnahmen und rasche Justiz gegen die Uebeltäter möglich wurden. Und trotzdem kann der toskanische Gesandte noch Ende September berichten, täglich plündere man neue Gefangene und werfe sie Nachts in den Fluß.

6

Von Paris setzt sich dann das Morden in die Provinzen fort. In Meaux, Troyes, Orléans, Bourges, La Charité, Lyon, Rouen, Toulouse und anderen Städten wiederholen sich die Pariser Vorgänge, auf Befehl von oben, und zum Teil sind es auch hier die königlichen Truppen, die damit den Anfang machen. Eben darum haben La Rochelle und andere Hugenottenstädte ihnen die Tore verschlossen und damit den sogenannten vierten Krieg hervorgerufen: sie wollen nicht das Schicksal ihrer Genossen teilen. Nur die Provinzialstatthalter der Languedoc und Dauphiné, der Provence, Bourgogne und Normandie halten ihre Hand über den Hugenotten und lassen keine Gewalttat aufkommen.

Die Zahl der Ermordeten in Paris wird sehr verschieden angegeben. Ein Italiener am Hof will nur von etwa 6—700 wissen. Aber alle Anderen geben viel höhere Zahlen an. Die Meisten nehmen zwischen 2—3000 an. Die Opfer der Provinzen mögen um 20 000 betragen haben. Ungemein groß muß die Beute gewesen sein, die man vor allem an den fremden Hugenotten gemacht hat: Pferde, Geld, Kostbarkeiten, Waffen, Gewänder. Der König bekam auch seinen Teil; die Prinzen und der hohe Adel sorgten rechtzeitig für sich. Aber auch die Soldaten müssen zum Teil reiche Leute geworden sein.

Der König veranstaltete am Dienstag den 26. August einen feierlichen Kirchgang zum Dank dafür, daß der Schlag gegen sein Haus so ohne alles Blut seiner Getreuen abgewandt worden sei, und gab dann in einer festlichen Sitzung des Parlaments die Erklärung ab, daß alles auf seinen Befehl geschehen sei und er die Verantwortung trage. Man kann an seinen offiziellen Aeußerungen eine ganz merkwürdige Entwicklung verfolgen. Das Attentat auf Coligny vom 22. August hatte er nach einem Schreiben an seinen Vertreter in London als eine Tat guisischer Blutrache angesehen und strengste Bestrafung in Aussicht gestellt. Seine erste Depesche, die nach London in der Frühe des Sonntags abging, sprach davon, daß aus einem Versuch der Freunde des Admirals, Rache am Hause Guise zu nehmen, ein Kampf zwischen beiden Parteien entstanden sei, bei dem Coligny

und einige Edelleute seiner Freundschaft getötet worden seien. Seine Versuche, dem ein Ziel zu setzen, hätten keinen Erfolg gehabt. Er habe seine Garden und Truppen für seine eigene Sicherheit gebraucht. Er verabscheue das Geschehene aufs Höchste. In einer gleichfalls für London bestimmten Denkschrift vom 26. August sodann kommt die Fabel von der Verschwörung der Hugenotten, die ihn genötigt habe, den Guisen freie Hand zu lassen, die dann ihrerseits den Admiral und einige seiner Adligen getötet hätten, während das Volk in seiner Wut über die Verschwörung zum Bedauern des Königs schwere Rache an den Hugenotten genommen habe.

So an die protestantische Königin von England und ähnlich an andere evangelische Fürsten. Dem Papst aber läßt er das Ganze als eine wunderbare Tat Gottes darstellen, der mit einem Streich fast alle Häretiker und Rebellen Frankreichs dahingerafft habe, und schon deutet er an, daß alles längst vorbereitet gewesen sei. Und in den Antworten auf die Glückwünsche aus Florenz setzt sich das fort: die Verherrlichung Gottes, die Wiederherstellung seines Dienstes und die Ruhe Frankreichs seien die einzigen Motive der Tat gewesen. Er hoffe auf Gottes Hilfe, um das heilige Werk so zu vollenden, wie er es sich immer gewünscht habe.

In dieses Licht stellen dann auch Andere die Sache. Der päpstliche Gesandte berichtet am 27. August, daß sich darin nur Andeutungen erfüllt hätten, die schon vor Monaten in einem Gespräch zu Blois von Seiten der Königin Mutter gefallen seien. Und vor allem hat dann die Schrift Capilupis „Lo stratagemma di Carlo IX. contra gli Ugonotti ribelli di Dio" 1572 die Bartholomäusnacht als ein Werk sorgfältigster Vorbereitung gezeichnet. Hinter Capilupi steht der Kardinal Guise, der ihm das ganze Material geliefert haben muß. Denn das ist die Tendenz: durch jene Darstellung der Bartholomäusnacht — oder wie man sie gelegentlich im Gegensatz zur sizilianischen Vesper nennt „die Pariser Mette" — soll dem König ein für alle mal die Rückkehr zur Versöhnungspolitik abgeschnitten werden.

Derselbe Ton klingt dann auch aus allen Kundgebungen der katholischen Welt. Gregor XIII. und Spanien vor allem feiern die Vernichtung der Ketzer durch Tedeum, Prozessionen, Gemälde und Denkmünzen, und der Papst fordert den König auf, das Werk bis zu Ende zu führen. Schon damals haben bedeutsame Stimmen, wie der Venezianer Cavalli, gemeint, wenn man den herrlichen Anfang richtig weiter geführt hätte, wäre von dem Hugenottentum nichts übrig geblieben: aber große Fehler und schwankende Entschlüsse hätten das verhindert. Und in den Zeiten der Ligue gegen Heinrich III. und IV. hört man immer wieder von ihren großen Predigern das Bedauern, daß man viel zu früh abgelassen habe. Man wiederholt das Wort eines italienischen Bischofs: Pietà lor ser crudele; crudeltà ser pietosa „Mitleid wird für sie grausam, Grausamkeit barmherzig sein." Die Bartholomäusnacht ist hiernach in erster Linie das gottgefällige Werk der Ausrottung der Häretiker gewesen.

Ist sie das von Haus aus? Bei der Königin Mutter, die das entscheidende Wort gesprochen hat, ist sie es nicht. Wie gesagt, ist sie religiös ganz gleichgiltig gewesen, und sind es bei ihr teils politische teils persönliche Motive gewesen. Sie sieht in Coligny und den Hugenotten vor allem eine politische Partei, die aus dem Weg geräumt werden mußte, und sie folgt dabei dem Grundsatz, der in der ganzen offiziellen Welt Frankreichs, Spaniens, Italiens und des Papsttums anerkannt ist, daß das Staatsoberhaupt ebenso wie die Kirche sich ihrer Gegner auch durch Meuchelmord entledigen können, wenn der Weg öffentlichen Gerichts zu gefährlich wäre.

Freilich wer will wissen, wie weit in einer Frau wie Katharina die Religion noch in der Form des Aberglaubens weiter gewirkt und die kirchlichen Motive als solche dadurch doch wirksam geworden sind! Und es kann nicht der mindeste Zweifel sein, daß in ihrer nächsten Umgebung bei Anjou wie den Guisen kirchliche, religiöse, politische und persönliche Motive ähnlich wie bei allen großen Personen der Gegenreformation zu einem Knäuel geworden sind, bei dem die einzelnen Fäden gar nicht zu entwirren sind.

Ebenso kann man bei denen, die sie zu Werkzeugen des Mords gemacht haben, die religiösen Motive unmöglich ausscheiden. Man hat wohl gesagt, und z. B. ein hochangesehener Geschichtsschreiber Frankreichs hat es nachdrücklich ausgesprochen: nicht der Fanatismus habe die Bartholomäusnacht gemacht, sondern das Gesindel, das den Tiefen jeder Stadt entsteige, wenn es Gelegenheit zu Raub und Mord gebe. Aber man hat dabei übersehen, daß die Prinzen und Herren des Hofs selbst die Stadt mit hineingezogen und die Menge geführt, angefeuert und fanatisiert haben, und daß nicht nur die Erregung über das angebliche Attentat, sondern auch der alte Haß gegen die Ketzer dabei aufgerufen wurde und losbrechen mußte. Es waren dieselben Kreise, denen man nun seit mehr als einer Generation das Schauspiel der Ketzerverbrennungen vorgeführt und die man noch vor wenigen Jahren immer neu auf die Ketzer als solche losgelassen hatte. Und es waren dieselben Personen oder die Söhne der Väter, die in früheren Jahren die Jagd auf alles Hugenottische gemacht hatten und die später in der Ligue sich auch für den wahnwitzigsten Fanatismus empfänglich zeigten. Der venezianische Gesandte schreibt angesichts des Mordes vom 24. August, da könne man die Macht der Religion über die Gemüter sehen, wenn in allen Straßen Menschen mit kaltem Blut und taub für alle Bitten um Erbarmen gegen Leute ihres eigenen Volks wüten, die ihnen nicht nur nichts zu Leide getan hätten, sondern ihnen auch zum größten Teil als Nachbarn oder Verwandte bekannt gewesen seien! Es ist besonders bezeichnend, daß Frauen von allen Seiten kleine Kinder, deren Eltern man soeben ermordet hatte, rasch zur Kirche trugen, um sie dort katholisch taufen zu lassen. Viele sind, wie der päpstliche Gesandte erzählt, auf diese Weise mehrmals getauft worden.

Ihr Ziel haben freilich weder der König und seine Mutter noch die Partei der Guisen erreicht. Aus der furchtbaren Zerstörung haben sich die Hugenotten doch bald wieder erhoben und in einer neuen, festeren Organisation eine Stärke gewonnen, der gegenüber die Kräfte des Königtums immer wieder versagt haben. So große Persönlichkeiten wie Coligny sind nicht mehr gekommen. Das Gewissen ist weiter geworden; der religiöse Sinn hat stärkere politische Nebenmotive aufgenommen. Und auf der andern Seite hat sich doch bald das Entsetzen über diese Politik des Mords eingestellt. Der König hat schreckensvolle Gesichter gesehen: sein frühzeitiger Tod 1574 soll auch durch die innere Qual beschleunigt worden sein. Niemand wollte mehr Schuld sein. Gegen die Königin aber und ihre Italiener wurde die Stimmung immer erbitterter. Heinrich III., der einstige Herzog von Anjou, hatte bald gegen den Bund der Unzufriedenen mit den Hugenotten zu kämpfen und mußte ihnen immer wieder bedeutende Zugeständnisse machen, bis er schließlich, nachdem er am 23. und 24. Dezember 1588 seinen Bundesgenossen aus der Zeit der Bartholomäusnacht und dessen Bruder, den jüngeren Kardinal Guise, hatte ermorden lassen, vor der Partei der fanatischen Katholiken, der Guisen und aller Liguisten und ihres spanischen Verbündeten in das Lager Heinrichs von Navarra flüchtete und am 1. August 1589 von dem Dolch des Dominikaners Jaques Clément getroffen wurde, ein Ereignis, das den Mächten der Gegenreformation ebenso als ein Werk des rächenden und befreienden Gottes erschien, wie einst der 24. August 1572. Mit ihm sank der letzte Sohn Heinrichs II. und Katharinens ins Grab, und der Thron fiel nach neuen schweren Kämpfen an Heinrich von Navarra, der als Heinrich IV. seinen ehemaligen Glaubensgenossen endlich im Edikt von Nantes die gesicherte Stellung gab, deren sie sich bis unter Ludwig XIV. erfreuen durften.

Karl Müller

Der Fall Heydorn

Seit einigen Monaten hat der Fall Heydorn die Gemüter der kirchlich interessierten Kreise in Schleswig-Holstein erregt. Man hatte in unserer Landeskirche seit Jahrzehnten keinen Fall erlebt, und nun kam die überraschende Nachricht, daß das Konsistorium in Kiel den Pastor Heydorn in Burg wegen etlicher von ihm veröffentlichter Thesen zur Verantwortung

gezogen hatte. Das Interesse an dem Fall Heydorn trat freilich zurück hinter das Interesse, das an dem Fall Jatho genommen wurde. Selbstverständlich, da in diesem Falle das Spruchkollegium zum ersten Mal in Wirksamkeit treten sollte. Mit dem Spruchkollegium hat der Fall Heydorn aber nichts zu tun, da dieses nur für die evangelische Kirche der altpreußischen Provinzen eingesetzt worden ist und die schleswig-holsteinische Landeskirche bis heute mit der Errichtung eines Spruchkollegiums verschont geblieben ist, und hoffentlich verschont bleiben wird. Das Konsistorium übt die Aufsicht über den Wandel und die Lehre der Geistlichen.

Heydorn ist im Katholizismus erzogen und zum Protestantismus übergetreten. Er schlug die militärische Laufbahn ein und brachte es bis zum Oberleutnant; studierte dann Theologie und ward nach bestandenem Examen Hülfsprediger in Kiel. Hier sammelte er eine zahlreiche Zuhörerschaft unter seiner Kanzel, ein in den holsteinischen Städten nicht gar zu oft vorkommendes Ereignis. Dann wurde er Pastor in Breslau und begründete dort eine Zeitschrift „Leben im Licht." Im vorigen Jahre kehrte er in seine Heimatsprovinz zurück und ward in Burg auf der Insel Fehmarn angestellt. Im Dezember vorigen Jahres erschien die letzte Nummer der genannten Zeitschrift, die zum Schluß 100 Thesen brachte. Diese Thesen gaben dem Konsistorium die Veranlassung zum Einschreiten gegen den Verfasser.

Wir heben folgende Thesen, die besonders provozierend wirken mußten, heraus:

These 2: Die sogenannten Offenbarungen, mittels deren Gott persönlich oder indirekt Enthüllungen über sein Wesen, seine Pläne, seine Zukunft gemacht haben soll, — derartige Offenbarungen haben sich sämtlich als Menschenmeinungen erwiesen.

These 3: Unsere Vorfahren und ihre Gewährsleute, ob Papst, ob Luther, ob Jesus können sich geirrt haben.

These 14: Falsch ist, daß Gott als Personwesen nach Analogie des Menschen vorgestellt wird.

These 16: Falsch ist, daß Regungen menschlicher Art (Trauer, Zorn, Liebe) in ihn hineingelegt werden.

These 26: Falsch ist, daß Jesus Gott ist.

These 27: Falsch ist, daß Jesus Gottes Sohn in übernatürlichem Sinne ist.

These 30: Falsch ist, daß er vom Tode erstanden ist.

These 35: Falsch ist, daß seine Lehre für alle Zeiten unbesehen als das Höchste gelten muß.

These 37: Falsch ist, daß der Kultus seiner Person für das Christentum nötig ist.

These 61: Falsch ist, daß der Mensch nicht ohne besonderen Mittler oder Heiland zu Gott gelangen und ein Edelmensch sein kann.

These 62: Falsch ist, daß über die Fortdauer der Einzelseele unwißbare Behauptungen in Umlauf gesetzt werden.

Unter den sonst kirchlich wenig interessierten Bewohnern der Insel riefen die Thesen eine große Erregung hervor, die dadurch verstärkt wurde, daß man schon längst die Wirksamkeit Heydorns nicht ohne Mißtrauen beobachtet hatte. Sein Kampf gegen den Alkoholismus, sein lebhaftes soziales Empfinden, seine ganz neue, über die Pflichten des eigentlichen Amtes hinausreichende Tätigkeit war den Inselbewohnern ungewohnt und unbequem. Von den sechs Predigern auf der Insel trat nur einer für Heydorn ein, die andern fühlten sich gedrungen, ihre von ihm abweichende Stellung in der Zeitung zum Ausdruck zu bringen. Am 19. Januar fand eine öffentliche Versammlung, von 1200 Personen besucht, statt, in welcher Heydorn eine Klärung über den Streit um seine Thesen herbeiführen wollte. Er hielt in dieser Versammlung einen Vortrag über „Kirche, Pastor, Bekenntnis, Christentum" und nahm Stellung gegen seine fünf Kollegen, von denen einer es wagte zu behaupten, daß Heydorn und Genossen die Pastorate als „Futterkörbe" mißbrauchten.

Der Inhalt der Thesen, deren Ton doch als provozierend anerkannt werden muß, und deren aggressive Schärfe durch die ihnen gegenübergestellten Thesen nur wenig gemildert wird, wie auch die hervorgerufene Erregung der Gemeinden auf der Insel Fehmarn veranlaßten das Kieler Konsistorium zum Einschreiten gegen Heydorn. Zur Durchführung eines förmlichen Disziplinarverfahrens ist es jedoch nicht gekommen, und auf eine Disziplinarstrafe, auch auf die mildeste, eine Rüge, ist nicht erkannt worden. Das Verfahren des Konsistoriums hat seinen Abschluß gefunden in einer Verfügung, in der das Vorgehen Heydorns getadelt wird. Sie wurde im kirchlichen Gesetz- und Verordnungsblatt unter der Ueberschrift: „Die 100 Thesen des Hauptpastors Heydorn in Burg auf Fehmarn" veröffentlicht.

Fast stärker als die Thesen Heydorns hat diese Konsistorialverfügung die Gemüter erregt. Niemand wird die Weitherzigkeit des Konsistoriums verkennen, wenn es einleitend erklärt:

Im Hinblick auf die zurzeit in der evangelischen Christenheit bestehenden Wirren und Kämpfe erscheint es geboten, in einer Landeskirche die pflichtmäßige Lehrzucht in freilassender Art zu üben. Diese Art hat aber zur Voraussetzung, daß seitens der Geistlichen, die unter dem Einfluß der Zeitmächte mehr oder weniger vom Zentrum des Evangeliums abirren, in ihrem Verhalten auf ihre Stellung in der Landeskirche alle mit der Wahrhaftigkeit vereinbare Rücksicht genommen und alles, was der Kirche heilig ist, von ihnen mit entsprechender Pietät behandelt wird.

Die Forderung der Rücksicht und Pietät, soweit sie mit der Wahrheit vereinbar, muß als berechtigt anerkannt werden. Namentlich in den Landgemeinden, in denen nur ein Pastor angestellt ist, ist er diese Rücksicht den Andersgerichteten schuldig. Aber war es denn nötig, daß das Konsistorium die freier gerichteten Geistlichen als solche bezeichnet, die unter dem Einfluß der Zeitmächte mehr oder weniger vom Zentrum des Evangeliums abirren? Was das Konsistorium unter dem Einfluß der Zeitmächte versteht, ist doch in den meisten Fällen persönliche göttliche Führung. Ich kann nicht anders als auf den Wegen, auf denen ein Theologe zu Erkenntnissen gekommen ist, die von dem Bekenntnis und der Kirchenlehre abweichen, Gottes Hand finden, die zu den Abweichungen geführt hat. Und was versteht das Konsistorium unter dem Zentrum des Evangeliums? Das Zentrum ist doch die Erlösung von der Sünde durch die in Christus offenbarte Gottesgnade. Wenn das Konsistorium aber das als das Zentrum anerkennt, so wird sich in der holsteinischen Landeskirche wohl kaum ein Pastor finden, der von diesem Zentrum abirrt. Warum aber dann diese vom Konsistorium vielleicht nicht beabsichtigte Kränkung der freier gerichteten Geistlichen, die sich bewußt sind, von diesem Zentrum nicht abzuirren?

Nach diesen einleitenden Sätzen erklärt das Konsistorium, daß Heydorn die zu fordernde Rücksichtnahme und Pietät in hohem Grad vermissen lasse, und daß seine Thesen, so wie sie lauten, trotz einzelner Anklänge an das Evangelium sich in ihrer Verneinung fast aller Faktoren wirklicher Religiosität von dem lutherisch verstandenen Evangelium so weit entfernen, daß eine Verkündigung, die lediglich das im Wortlaut der Thesen Dargebotene wiedergebe und ausführe, mit den Pflichten und Aufgaben eines evangelisch-lutherischen Geistlichen unvereinbar sei.

Da nun aber Heydorn seine christliche Position dahin charakterisiert hat, daß diese in sich berge:

a) den Glauben an Gott als den Vater und Herrn,
b) den Glauben an Christus als die höchste Offenbarung Gottes,
c) den Glauben an den heiligen Geist als den, der die Menschheit zum Leben in diesem Offenbarungslichte führen wird,

so erklärt das Konsistorium, daß es hinwegsehen wolle über die verfehlte Rechtfertigung, daß Heydorn nach lutherischen Grundsätzen auf dem Boden des Evangeliums stehe.

Seitens der Kirchenbehörde wird dann Heydorns ernster Lebenswandel, seine religiöse Wärme und seine Treue in der Einzelseelsorge anerkannt, und, da nach Aussage der Kirchenältesten und anderer hervorragender Gemeindemitglieder in der amtlichen Verkündigung die Negation zurückgetreten ist und im Hinblick auf die große Amtsjugend des Thesenstellers erklärt, daß sie von weiteren Schritten trotz der Thesen abstehe. Sodann aber tadelt das Konsistorium Heydorn wegen seiner mangelhaften Vorbereitung auf die Predigt, ermahnt zu größerem Fleiße, stellt die Einforderung seiner Predigtkonzepte in Aussicht und spricht die Erwartung aus, daß Heydorn sich in Zukunft aller agitatorischen Propaganda für seine dem Evangelium und dem Bekenntnis widersprechenden keineswegs ausgereiften Gedanken enthalten und neben treuer Amtsführung auf seine eigene Weiterbildung konzentrieren werde. Schließlich heißt

es in der Verfügung: „Wir nehmen an, daß Sie sich selbst weder für befähigt noch für berufen halten zum Reformator unserer Kirche oder unserer Theologie.“

Daß das Konsistorium diese den Unfleiß Heydorns rügenden Sätze veröffentlicht hat, mußte unsere Pastorenschaft aufs tiefste erregen. Mag die Art der konzeptfreien Vorbereitung auch außergewöhnlich sein, so hat sie doch augenscheinlich der Wirksamkeit der Predigt keinen Abbruch getan. Angesichts des erheblich gesteigerten Kirchenbesuches und des lebendigen Interesses, das seine stets persönlichen und eigenartigen Vorträge wecken, konnte doch wohl diese unverdiente Kränkung und deren Veröffentlichung unterbleiben, die fürwahr nicht geeignet ist, die Stellung der Pastoren zu heben. Die Gemeinden müssen in dieser Veröffentlichung des Tadels eine — vom Konsistorium vielleicht nicht gewollte — Herabsetzung des ganzen Pastorenstandes erblicken, da es bis jetzt doch nicht Sitte gewesen ist, daß Behörden die ihr unterstellten Beamten in dieser Weise vor der Oeffentlichkeit rügen, wie es hier das Kirchenregiment getan hat.

Heydorn hat gegen die Verfügung des Konsistoriums Rekurs bei dem Kultusminister eingelegt. Vor einigen Wochen ist der Entscheid des Ministers eingegangen, nach dem er die Verfügung des Konsistoriums aufrecht erhält, aber gleichzeitig die Veröffentlichung des Tadels, die das Konsistorium Heydorn wegen mangelnder Predigtvorbereitung ausspricht, nicht billigt.

Emil Petersen

Vom Wege

An Bord des M . . ., 4. 6. 11.

O heilger Geist kehr bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein . . .

blasen die Trompeten der Schiffskapelle dröhnend über die vergißmeinnichtblauen Wellen hin und jagen mich damit aus Schlaf und Koje ans sonnenbeschienene Deck.

Pfingstmorgen!

Leise schlürfend schießt das Wasser an den Flanken unseres Schiffes dahin. Ein stolzes, schönes, deutsches Schiff, eine Wonne dem Reisenden nach diesen halbreinen oder unreinen, kleinen, von Alter und Unlust geplagten spanischen und französischen Küstenbooten bisher. Es schießt mit seiner Last von 9000 Tonnen so spielend leicht seine fünf Meter im Sekundensprung dahin, geht so aufrecht und fest, ist so stattlich und stolz, und nun, am Pfingstmorgen, auch noch fromm.

Nordafrika gleitet an uns hin. Die Deckstützen teilen das lange schöne Bild seiner Küste in viele einzelne drei Meter lange Gemälde, und weil man mehr sieht, wenn man möglichst wenig sieht, lasse ich davon die anderen und fasse nur das ins Auge, das mir grade gegenüber ist. Sonderbar, ich hatte von jeher in der Phantasie die Küste Afrikas ganz flach vor Augen, mit gedehntem Strande langsam sich in Syrten und sandigen Buchten verlierend. Hier aber streift ein stolzes schönes Bergland vorüber, dicht den Wassersaum berührend, vielhäuptig mit langen gleichlaufenden oder in einander sich wirrenden Ketten, aus Kalkstein getürmt, wie eine Jägerjoppe graufarbig mit sparsamen grünen Aufschlägen. Langsam tritt von links Kopf nach Kopf der Atlasketten in mein Gemälde ein und drängt nach rechts Grat, Spitze und Klippe hinaus.

Ganz hinter uns ragen immer noch, obgleich wir schon weit sind, die Säulen des Herkules über den Horizont, der Dschebel Musa links der Straße und rechts der Dschebel al Tarik, der heute Dschebel al Albion heißen sollte. Gibraltar ist viel kleiner als sein Gegenüber und in dieser Entfernung bedeutet es nicht mehr viel. Aber in der Nähe ist es höchst eindrücklich. Am meisten bei Abend von Norden her, wo eine ganz flache niedrige breite Schwemmebene den völlig isolierten zwölfhundert Fuß hohen Kalkblock mit Spanien verbindet. Er stürzt hier ganz unvermittelt von seiner höchsten Scheitelhöhe in senkrechter Wand ab, in fast scharfem Querschnitt seiner selbst ein hohes Dreieck edler Form bildend, dem eine leichte Gliederung und Ausschwingung der Seiten das Herbe allzu grader Seitenlinien benimmt. Ich war gegen Abend in die weite Ebene hinausgefahren. Sie war bunt von Spaziergängern, von lachenden und ballspielenden Rotröcken, schönen Baumanlagen und aus dem Grün hervorleuchtenden purpurnen und blauen Malven. Das bräunliche Abendlicht spielte über das Meer zur Linken ins Weite und zur Rechten nach der schön gerundeten Bucht von Algeciras hinüber. Langsam klomm es die Kalkwand hinauf. Das war „reizend“. Aber alsbald war hier mehr zu erleben als nur das Reizende. Das Licht verglomm schließlich, von unten gegen oben hin, an der hohen Spitze und darnach auch in den rötlichen Wolken darüber. Das bunte Spiel umher versank. Und nun erhob sich, jenseits von „Reiz“ oder „Rührung“, der Fels dort gegenüber groß und mächtig hinauf ins Reich der reinen Form, alles überwachsend, was um ihn her ist, hereinragend in den Raum, als würde er ihn sprengen, auslöschend das Interesse der Stätte und ihrer Geschichte, die Lust am bunten Spiele, das eben noch hier spielte, auflösend auch den Zauber der heiteren Schönheit, die zuvor sich ausgoß, dafür in ruhiger grandioser Erhabenheit Anschauung und Gefühl bannend mit einem einfachsten, stärksten Eindruck, der niederbeugte und zugleich aufs seltsamste erhob und entzückte.

Ich kehrte am andern Morgen noch einmal dahin zurück. Es war mir merkwürdig, daß es nicht gelingen wollte, den gestrigen Eindruck des Erhabenen bei Tage rein wieder zu erzeugen. Das Interessante der Sache und das Schöne traten zu sehr als Mitbewerber auf, und das — Nützliche löschte ihn beinahe aus. Ich sah jetzt deutlicher, wie verteufelt praktisch dieser Fels umgewandelt ist zum — Kanonenständer und Batterienträger an seinen von Galerien durchlöcherten Flanken und bis zu den fatalen Langhälsen auf seiner Spitze hinauf. Dazu ragt auf dem Gipfel ein ungeheueres Kreuz auf — man sollte meinen, daß das der Erhabenheit eines Berges keinen Abbruch tun könne. Aber das tut es doch, sobald man entdeckt, daß das Querholz des Kreuzes drei Dutzend Kupferdrähte tragen muß und die eine Hälfte der Marconistation bildet, deren andere am Fuße des Felsens besagte Drähte in sich aufnimmt, sodaß Kreuz und Berg zu Telegraphenständern werden.

Der erhabene Berg verschwand mir ein wenig: aber dafür trat bei den Wanderungen und Fahrten des Tages ein andrer immer stärker werdender Eindruck an die Stelle: der Eindruck der Macht und Größe, der Weisheit, Reife und Selbstsicherheit, des gesammelten Wollens und des unvergleichlichen Könnens dieses Reiches und Volkes, das hier mit sicherem Griff die feste Hand am Pulse des Weltenverkehres liegen hat, sammelnd im kleinsten Raum die größte Kraft. Würde man einen solchen Eindruck nur rein lösen können aus den Beimischungen des persönlichen Interessiertseins und der praktischen Beziehungen, so würde er sich gleichfalls zu dem reiner Erhabenheit entfalten, der zwar nicht so unmittelbar sein kann, wie der der Erhabenheit in der Natur, da er erst durch Ueberlegen und Beziehen allmählich aufwächst, der hernach aber dafür noch auf tiefere Art das Gemüt bewegt.

Indessen, das beruhe auf sich. Ich fahre derweil nach Algier, um doch wenigstens flüchtig einen Eindruck davon zu gewinnen, was aus arabischer Kultur wird, wenn Franzosen darüber kommen, und besonders, was aus dem Islam wird, wenn er mit abendländischem Wesen „penetriert“ wird.

* *

Bei Notre Dame d'Afrique, 6. Juni

„Sehen Sie! Ich habe Recht. Da ist sie“, sagt Mahmud, als wir nach etwas heißer Fahrt endlich hier oben angekommen und in die Kirche eingetreten sind. „Das ist die Negerin, von der ich Ihnen sagte. Sie war hier in dem Berge begraben. Die Katholiken haben den halben Berg abgegraben. Da haben sie sie gefunden. Man hat sie ausgestopft und auf den Altar gestellt. Und nun betet man sie an. Sehen Sie alle diese Leute da, die dort vor ihr knieen. Auch Kerzen müssen sie ihr anstecken. Und hinten im Hause wohnen ihre Priester.“

In der Tat steht die „Mutter Gottes von Afrika“, der Lavigerie hier eine seiner wunderlichen, wenig geschmackvollen Mischstil-Kirchen erbaut hat, braun-schwarz hoch oben auf dem

Altare, von Theaterdraperien höchst schaudervoll umgeben, und die Idololatrie macht sich hier so plump und roh breit, daß ich keine Lust verspüre, Mahmud über seine ausgestopfte Negerin aufzuklären. Aber der Blick von oben ist schön und lehrreich. An seiner herrlichen Bucht dehnt sich das langgestreckte endlose Algier: eine französische Stadt so modern und französisch man sie sich wünschen kann. Der entsetzlich teuere Hafen, die dranschließenden langen Zeilen der Kaufhaus- und Hotelstraßen, die den langen Rücken des Sahel sich hinaufbauende Stadt fünf- und sechsstöckiger Miethäuser, im Hintergrunde das elegante Viertel der Villen, Parks und „Palast"-Hotels, und mitten darin fast verschwindend die unversehrt erhaltene Altstadt der Araber. „Man wohnt nicht da", sagt Mahmud, „wenn man etwas Geld hat und zu der besseren Klasse gehört. Alle Reicheren von uns sind nach St. Eugène und Bab el Ued hinausgezogen." Die beiden letzteren Orte liegen gerade unter uns, so europäisch, gradlinig und langweilig wie möglich. Und an sie reiht sich eine Schnur von Dörfern, Städtchen und Niederlassungen, die nach Namen und Aussehen nichts mehr ahnen lassen von einwohnendem Arabertum.

Mahmud ist der Sohn des Mollah an der hübschen kleinen Moschee und Kubbah des Sidi Abderrahman und zugleich Schüler an der daneben gelegenen neugebauten franko-arabischen Hochschule (Medersa). Beide liegen gerade gegenüber, hoch am Berge, unter dem alten Kastell, in welchem der letzte Dey von Algier dem französischen Gesandten den berühmten Schlag mit dem Fächer versetzte, der Frankreich damals so nutzbringend wurde, wie jetzt vielleicht die „Revolution" der Stämme um Fez. Wir wollen Kubbah und Medersa sehen, der Wagen bringt uns schnell hinüber. —

Sidi Abderrahman (Knecht des Barmherzigen) ist sehr heilig. Nach meinen marokkanischen Erinnerungen staune ich darum sehr, als Mahmud mich ohne weiteres zum Eintreten einlädt.

„Aber natürlich! Man hat hier keine Vorurteile. Wenn Sie nur diese Pantoffeln über Ihre Stiefel ziehen. Sehen Sie, wie viele Besucher schon darin sind."

In der Tat! Eine ganze Herde, rote Bücher in den Händen schwingend, von einem Reisegesellschaftendirektor im Kreise umgetrieben. Da man obendrein reinstes Chikagisch mit unverfälschtem Gurgeltone ausgiebig vorträgt, entweiche ich dem Schatten des Heiligen und seinen Straußeneiern schnell und berge mich in die Medersa, die nicht im Programm der Reisegesellschaft steht. — Ein stattlicher, ganz junger Bau, in gut nachgeahmtem maurischen Stil, von der Regierung kürzlich aufgeführt. Um den hohen kühlen Innenhof hohe geräumige Schulzimmer mit Landkarten, Tier- und Menschenskeletten an den Wänden.

— Was lernt man also hier?

— Alles, sagt Mahmud. Französisch, Rechnen, Mathematik, Naturwissenschaften usw. Die Regierung hat drei solche Medersen gebaut: hier, und in Tlemçen und in Constantine. Und die vorbereitenden arabisch-französischen Lyzeen und Elementarschulen sind jetzt in allen größeren und kleineren Städten, einzelne auch schon in den Dörfern. Die Zöglinge dieser Medersa werden später Lehrer oder Kadi oder Regierungsbeamte oder — oder auch Mollahs an den größeren Moscheen. Die meisten werden wohl „Interpreten". (Dolmetscher in größeren Geschäften, in Bureaus der Regierung, im Fremdenverkehr usw.)

— Wie verhalten sich diese Medersen zu den früheren, den alten Koranschulen? Ich habe heute Morgen eine solche in einem Winkel der Altstadt gefunden.

— O, mit diesen haben die neuen nichts zu tun. Die sind ja ganz unmodern. Auf dem Lande findet man sie noch viel. Aber sie verschwinden, wo die Leute die arabisch-französischen Schulen haben können. Ueberhaupt, die Zivilisation ist sehr im Zunehmen, fügt er hinzu und rückt seine abendländische kurze Jacke zurecht, die über den bauschigen Araberhosen sich etwas schief gezogen hatte.

— Aber kommen Sie. Wir müssen eilen, wenn wir Professor Belair noch treffen wollen.

* *

Auf dem Kamme des Atlas, 8. Juni

Wie still ist es hier oben nach dem Drang und Gewühl der letzten Tage, wie frisch und kühl nach den heißen Straßen Algiers und den brennenden Chausseen, die man laufen oder fahren mußte, um das Umland zu sehen, auch nach der letzten heißen fünfzig Kilometer langen Fahrt durch die Metidja-Ebene, die jetzt fünfzehnhundert Meter unter uns so üppig-fruchtbar zwischen dem Atlas und dem Sahel von Algier sich nach Ost und West unübersehbar ausbreitet. Aus dem Grün ihrer Orangenhaine und Oelgärten schimmert weiß das gradlinige Blidah herauf, ein Bild wohlhäbiger, geordneter Behaglichkeit. Im Rücken, hinter uns, gegen die Wüste dehnt sich breit das bergig-hügelige Hinterland der Atlaskette, mit spitzen Firsten durcheinanderlaufend, etwas knitterig, wie ein Dürersches Frauenkleid, gebreitet. Ueber unsere Höhe aber läuft, gegen die Tiere Ahrimans, die knabbernden Ziegen, von Ormuzd und von der französischen Polizei behütet, der Rest eines stattlichen Zedernwaldes hin. Gedrungen und kräftig tragen die festen kernigen Stämme die nobeln, breitschattenden Etagen ihres regelmäßigen Geästes. Unter ihnen wuchern reizend die blauen und hellgelben Stiefmütterchen, und den sanften Hang des Gebirges hinab über den rotbraunen Tonschiefer seiner Wände gleitet, wie grüner Plüsch über altes Mahagoni, mit feinem Smaragdglanze ein dicker weicher Rasenmantel zu Tale, in stattlichen Falten breit sich auseinander legend.

Herr Belair hat mich heraufbegleitet. Er ist seit langen Jahren im Dienste des französisch-arabischen Schulwesens, ein ausgezeichneter Arabist und zugleich der beste Kenner einheimischer Religions- und Kulturverhältnisse. Was Franzosen aus einem Lande zu machen wissen, das sie in ihre Hände nehmen, ist von hier oben aufs eindrücklichste zu sehen. Sauber abgeteilt drängt sich unten Feld an Feld, Weizenbreite an Weingarten, Maispflanzung an Obstzucht, alle wohl gepflegt und schwer von Saat und Frucht. Landstraße und Eisenbahn, Bewässerungskanal und Stauwehr, Fabrik und Bergwerk lassen sich stattlich sehen. Der Araber arbeitet wie der fleißige französische und italienische Kolone und kommt vorwärts. Und hier im einsamen Gebirge, von Niemandem begleitet als von unserm kleinen Ali, dem Maultierjungen, sind wir so sicher und wohlbehütet wie in den Straßen der Stadt selbst. Die „Kultur der Tingeltangel und der Absintkneipen", die man häufig den Franzosen nachsagt, wird, wer sich dafür interessiert, wahrscheinlich auch zu finden wissen. Mir hat sie sich nicht aufgedrängt. Wohl aber allenthalben eine kräftige Entfaltung und Steigerung der Wirtschaft in jeder Form, die fraglos zuerst und zumeist dem Herrenvolke selber zu Gute kommt, aber weithin auch dem Eingebornen, und die von diesem geschätzt und anerkannt wird. Und dazu geordnete Polizei, Hygiene und Rechtsprechung, und eine weitgreifende Leistung auf dem Gebiete der Schule und der Volkserziehung. Es wäre albern, das zu verkennen, und höchst gefährlich zugleich. Denn ein Volk, das Tingeltangel und Absint verbreitet, würde uns als politischer Konkurrent ganz gleichgültig sein können. Ein Volk aber, das kultiviert und im Kultivieren Kräfte gewinnt und vorbereitet, nicht.

— Und welches Urteil haben Sie sich gebildet über den Araber selber und seine Entwicklung?

— Zunächst, daß er sich in die Besetzung und Leitung durch Europäer findet und im ganzen sich dabei wohl fühlt. Er ist leistungsfähig, aber nur unter europäischer Leitung.

— Und der Panislamismus?

— Bei uns gibt es keinen. Wenns überhaupt irgend etwas der Art gibt, so müßte es der alte originale Fanatismus des naiven Islam sein, der Mahdismus und der Derwisch-Geist der „Bruderschaften". Das aber hat nichts zu tun mit modernen *politischen* Bestrebungen und hat nichts zu erwarten von den „Reformationen" oder „Erneuerungen" des Islam, die man sich gelegentlich aus der Berührung mit moderner Kultur verspricht. Dieser Geist, der früher auch hier lebendig war, wie gelegentlich noch in Marokko, weicht hier Schritt für Schritt zurück. Und damit eigentlich der Islam selber. Die Bruderschaften und Derwische ziehen sich immer mehr ins Innere. Ihre Aïssaua zum Beispiel müßten Sie hier erst lange suchen.

Die Moscheen werden nicht mehr, eher weniger. Die Heiligen — nun Sie haben es in Blidah gesehen, wie man sie heute zur Ruhe setzt.

In der Tat. Rechts von Blidah trafen wir zwei alte Heiligengräber, rings herum mit herrlichem „Bannwald" alter Oelbäume. Aber der Bannwald ist ein Park geworden, in dem Ammen Kinderwagen fahren. Und die Heiligengräber sind zugeschlossen und dienen nur noch zu malerischen photographischen Aufnahmen.

— Aber die Jungaraber?

— Des singes, des singes, des singes! Ich kenne sie, hier und in Aegypten. Sprechen wir nicht davon.

— Aber Ihre Regierung gründet doch selber drei neue Medersen, auf denen sie auch Mollahs für die Moscheen sich ausbilden läßt.

— Ja, und wir haben neuerdings naturwissenschaftlichen Unterricht hinzugefügt. Sehen wir zu, wie das zusammengehen wird mit dem Islam. Ich glaube nicht, daß viele Mollahs aus diesen Medersen kommen werden. Einem ihrer früheren Schüler, der in knappen Verhältnissen war, bot man den gut bezahlten Platz eines Mollah an einer der Moscheen in Algier an. Er sagte: Ich kann die Gebete schon nicht mehr für mich selber halten, wie soll ich Andern den Vorbeter machen?

— Aber ist diese Einbuße an Religion nicht überaus beklagenswert, und kann an einer Kultur etwas liegen, die nichts Anderes bringt als einige wirtschaftliche Vorteile?

— Das ist eine Frage, die uns hier täglich nahe berührt. Mir scheint sie falsch gestellt. Zunächst ist dieses Eindringen modernen Wesens in die Kreise alter naiver Lebensführung etwas Unaufhaltsames. Ihm gegenüber ist das Bedauern mindestens wirkungslos. Sodann bringt das neue Wesen schon heute geistige Werte mit, die vielleicht höher sind als die verdrängten. Der Araber, der unter dem Zwang der heutigen Verhältnisse aus dem früheren Träumer und gedankenlosen Tagediebe ein fleißiger Arbeiter wird mit geordneter Lebenshaltung, mit Aufgaben und Zielen seiner Arbeit, mit gewecktem Interesse für das Leben der Allgemeinheit, mit leise erwachenden sozialen und politischen Trieben, ist mehr wert als der frühere mit seiner Religion des Herkommens, der Gewohnheit, der Suggestion, die nur in sehr seltenen Fällen (ich selber habe nur einen einzigen gefunden) tiefer in Gemüt und Gewissen durchgriff. Die Berührung mit unsrer Zivilisation, insbesondere die veränderten wirtschaftlichen Bedingungen wirken auf alle Fälle lösend, aufrüttelnd und verselbständigend. Fraglos sind sie der traditionellen Religion gefährlich. Aber mir will scheinen, daß sie eigentlich erst die Qualität Mensch vorbereiten und herstellen, bei dem sich Religion zu haben lohnt und bei dem sie als feinerer Gemütsbesitz erst möglich wird. Warten wir ab! Die Entwicklung, die jetzt im Gange ist, hat ihren Lauf und ist nicht aufzuhalten. Ist Religion wirklich etwas im Gemüte und Bedürfnisse des Menschen Begründetes, so stellt sie sich, wenn die jetzige Umlagerung der Kulturverhältnisse abgelaufen ist, die ihre traditionelle Form erschüttert und vielleicht begräbt, in höherer Form zu ihrer Zeit wieder her.

Ich hatte noch mehrere Ja — aber auf dem Herzen. Ich ließ sie da, ohne sie vorzubringen, weil ich in dem Augenblicke unten etwas bemerkte, das mir die Meinung vom Rückgang des Islam sehr entschieden zu widerlegen schien. Blidah hat im Innern zwei ältere ärmliche Moscheen, die nur zu gut zu der Schilderung von Mr. Belair stimmen. Aber da draußen vor dem Tore gegen die Eisenbahn zu erhob sich ein offenbar ganz neuer Bau, hoch, geräumig, mit schöner Spitzkuppel, weißen schimmernden Mauern und jenen geritzten Fenstern früheren Stiles, die man heute gern wieder nachahmt. Die Leute, die das bauten, hatten es sich etwas kosten lassen. Ich wartete eine Weile. Dann wies ich auf den Bau, der sich eben in der Abendsonne leicht rötete:

— Qu'est-ce qu'on y fait, Monsieur? Le rite chaféï ou le rite hanéfi?

— Monsieur, on y fait des cigarettes.

Rudolf Otto

Liturgie—Lüge?

Ein Bedenken

Schrempf hat zum Fall Jatho gefordert, daß man den Kampf bei der Liturgie einsetzen müsse. Ich fürchte, daß dieser Kriegsruf Schrempfs nicht verfangen wird. So wenig als zur Zeit seines eigenen Falles. Und zwar, weil sowohl der neue Kriegsruf als der alte eine Parole ausgeben, die weder praktisch noch ideell zündend ist: die Liturgie als „Geschwätz" und „Lüge".

Ich kann mich irren, aber es wird auf jeden Fall förderlich sein, diese Parole kurz abzuwägen.

* * *

Die Liturgie, das heißt der Altardienst, die Wechselrede zwischen Priester und Gemeinde, ist der im Protestantismus fast allein noch stehen gebliebene Rest des einst reichen Kultus, der Rest also der Selbstdarstellung des religiösen Innenlebens.

So als Ausdruck eines Innenlebens steht der Kultus unter künstlerischen Gesetzen.

So wenig man an ein religiöses Bild mit der Frage herangeht, ob der historische Jesus, der historische Tempel, das historische Nazareth wirklich so ausgesehen haben, so wenig man Uhdes, Gebhards oder Steinhausens Bilder als Heucheleien beurteilen kann, weil sie bewußt Unrichtiges geben, — so wenig kann man die Rezitation einer fast zweitausendjährigen Formel mit dieser Fragestellung bedenken.

Eine Grundvorstellung aller Religion ist die der Ewigkeit. Plastisch gesprochen, das Bewußtsein, sich im religiösen Innenleben wie mit der verflogensten Zukunft, so mit den schöpferischen Zeiten und dem Uralter zu berühren. Mit der Macht, der beides Gegenwart ist.

Plastisch drückt sich das, drückt sich die Monumentalität, die unser Innenleben erreichen kann und erstrebt, im Klange dieser alten lapidaren Formeln aus.

Mit wissenschaftlichen Fragen an sie heranzutreten ist eine vollendete Barbarei.

* * *

Nun weiß ich sehr wohl, daß man auch ohne Barbarei durch persönliche Erlebnisse dazu geführt werden kann, die Schwierigkeiten der heutigen Lage, die Krisis, die sie bedeuten, in eben diesen Formeln sich gegenüber verknotet zu fühlen.

Zwei allgemeine Mächte, die unser Leben oder doch unsere offizielle Oeffentlichkeit beherrschen, führen bei Vielen dazu.

Auf der einen Seite die Orthodoxie.

Sie kann so tun, als seien die alten Formeln der direkte Ausdruck, ja, das eigentliche Bekenntnis ihres Innenlebens.

Nicht als ob es so wäre: daran ist garnicht zu denken! dort so wenig als auf der Linken. Man stelle sich den Herrn von Oldenburg als Lämmlein vor, das sich geduldig zur Schlachtbank führen läßt — „und tat seinen Mund nicht auf"!

Aber man ist dort so gewohnt, sein Empfinden in diese Vorstellungen künstlich hineinzutragen, daß man sich die Wirklichkeit leichter verbergen kann. Die Wirklichkeit nämlich, daß man ganz anders fühlt und denkt.

Auf der andern Seite ist ganz allgemein unser plastisches Ausdrucksvermögen und die bloße Empfänglichkeit dafür dermaßen gesunken, daß in der Tat der Durchschnittskirchenbesucher für den symbolischen Sinn des Kultus kein Verständnis mehr aufbringt. Er meint, ein „Bekenntnis" sei so zu verstehen, wie man sich zur Richtigkeit einer mathematischen Formel bekennt.

Diese Zumutung der Zuhörer mag dann wohl den Pastor irritieren. Zumal wenn er der wissenschaftlichen Stimmung oder Verstimmtheit, aus der sie hervorgeht, persönlich mit unterliegt oder nahe steht.

Er kann auf diesem Wege dahin kommen, daß er das Rezitieren der alten Formeln als „Lüge" empfindet. Aber ich glaube nicht, daß man voraussetzen oder auch nur wünschen darf, daß diese Stimmung allgemein genug ist, um daraufhin zum Kampf zu sammeln.

Gerade den religiös kräftigeren Elementen, die gewöhnlich

die sind, welche auch künstlerisch etwas vorurteilsfreier fühlen, wird ein solcher Kampf um Formeln vorwiegend zuwider sein. Auf diese Elemente aber wird es doch wohl ankommen, auf sie der Kampf eingestellt werden müssen.

* * *

Es scheint mir, daß solche Formeln sich, soweit es nötig und erwünscht ist, von selbst ändern, sobald der Mythos sich ändert, der sich in ihnen ausspricht

Um diesen Mythos zu kämpfen, scheint mir das Richtigere.

Und das kann nur von Fall zu Fall geschehen.

Ich will aber noch einmal wiederholen, daß ich damit nicht ein Votum, sondern ein Bedenken aussprechen wollte. Es ist möglich, daß eben die Elemente, welche ich selbst angeführt habe, die Selbsttäuschung der Orthodoxie über ihren eigenen Glauben und seine Wirklichkeit auf der einen, die Verständnislosigkeit und wissenschaftliche Verbildung der sogenannten Bildung auf der andern Seite, so stark sind, daß sie zu einer Auseinandersetzung zwingen.

Man kann darauf hinweisen, daß volkstümlich doch gerade solche greifbaren Dinge sind. Wie man einst um den Kelch kämpfte, so mag man jetzt um die Freiheit der Liturgie kämpfen.

Aber es wird vielleicht Manchen so gehen, wie es mir gehen würde, daß sie für einen solchen Kampf nicht sehr viel eigene Begeisterung aufbringen könnten.

Unsere Ueberzeugung dabei würde mehr eine indirekte sein: daß wir nämlich 1. wissen, daß die Liturgie Vielen ein böses Hindernis ist, 2. anerkennen müssen, daß sie nicht viel taugt: nicht kühn und sozusagen mystisch genug, um mit eigener Wucht in das Element hineinzureißen, in dem man von selbst symbolisch empfindet und versteht, und dann wieder nicht klar und gradeaus genug, um dessen entbehren zu können.

Das Schlimmste wäre jedenfalls ein halbes Ausflicken, eine Aenderung etwa einzelner Sätze im Apostolikum, während das Ganze uns fremd ist. Arthur Bonus

---

Der Charlottenburger Zwischenfall

Ueber das Intermezzo, das am 23. Juli dem Gottesdienst in der Luisenkirche zu Charlottenburg beschieden war, ist man noch immer ungenügend unterrichtet. Man weiß, daß der Pfarrer eine Predigt über Apostelgeschichte 5, 34 ff., d. i. über den Rat des Gamaliel gehalten hat. Aus Anlaß des Falles Jatho, für Jatho und wider den Entscheid des Spruchgerichts. Die Predigt ist gedruckt, aber nicht im Buchhandel zu haben. Man weiß ferner, daß Offiziere, die mit Mannschaften dem Gottesdienst beiwohnten, während der Predigt, als diese sich bereits dem Ende zuneigte, die Kirche verließen, auf ihren Befehl zugleich auch die Mannschaften. Man weiß weiter, daß der betroffene Pfarrer zwar die Predigt dennoch zu Ende gehalten hat, daß aber er und die Gemeinde unter dem leicht nachzufühlenden Eindruck einer argen Störung zurückblieben. Man weiß, daß der Pfarrer, Lic. W. Kraatz, sich um Schutz wider diese Behandlung seiner amtlichen Person und des Gemeindegottesdienstes an das Brandenburgische Konsistorium gewandt hat. Und man weiß endlich, daß dieses in dem Verhalten der Offiziere „die Tatbestandsmerkmale des § 167 des Reichsstrafgesetzbuchs nicht zu finden“ erklärte und es deshalb ablehnte, seinerseits „mit der Militärbehörde wegen Feststellung der Namen der betreffenden Offiziere in Verbindung zu treten und gegen dieselben Anträge zu stellen“.

Dagegen hat man bisher, soviel mir bekannt, noch nicht den mindesten Anhalt für das richtige Verständnis der andern Seite. Man ist da auf Vermutungen angewiesen, die freilich nahe genug liegen mögen. Nur gerade zur Feststellung dessen, was uns das Wichtigste sein würde, reichen sie nicht aus. Denn wenn man die Predigt kennt, und von ihr aus auf die Motive des Verhaltens der Offiziere schließt, ergibt sich eine doppelte Möglichkeit. Die Offiziere können (1) entweder um ihrer persönlichen frommen Ueberzeugung willen an der Predigt Aergernis genommen haben. Sie wollten dann diese ihre Ueberzeugung durch Verlassen der Kirche demonstrativ zum Ausdruck bringen. Sie wollten gleichzeitig ihre Soldaten davor schützen, daß sie, zum Gottesdienst befohlen, gleiches Aergernis nehmen oder an ihrer Seele durch das Aufnehmen falscher Lehre Schaden leiden könnten. Es läge dann ein Akt religiöser Notwehr vor. Dieser Auffassung kommt die Tatsache zu Hilfe, daß in unserm preußischen Offizierkorps wie in unserm norddeutschen Adel überhaupt strengste christliche Altgläubigkeit, meist in Zusammenhang mit der Gemeinschaftsbewegung, ihre Stätte hat. Diese Kreise sind durch den Prozeß Jatho naturgemäß ebenso erregt wie die liberalen Kreise. Und so mochten Offiziere von solcher Gesinnung wohl zu dem Entschluß kommen, gegen den kirchlichen Liberalismus des Pfarrers, der ihnen vielleicht auch sonst schon anstößig gewesen war, aus diesem gegebenen Anlaß öffentlich zu protestieren.

Läge der Fall so und hätten wir also einen rein religiösen Konflikt vor uns, Gewissen gegen Gewissen, Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, so war meines Erachtens das Nächsterforderliche nach der Tat eine Aussprache der Offiziere mit dem Pfarrer. Sie waren ihm als Christen und Bekenner dann schuldig, sich irgendwie, brieflich oder mündlich, ihm zu stellen und ihm die religiösen Gründe ihres Handelns darzulegen. Wollten sie das nicht direkt, so hätten sie den Weg über ihre militärische Behörde und über das Konsistorium wählen können. Aber durch Schweigen den als Menschen und als Amtsträger jedenfalls schwer betroffenen Pfarrer im Unklaren lassen über diese Gründe solchen Verhaltens fände ich weder christlich noch ritterlich.

Vielleicht sind nun auch Aufklärungen unterwegs. Da aber Pastor Kraatz nichts davon zu sagen weiß, liegt (2) die Annahme nahe, daß es sich nicht um eine religiöse, sondern um eine militärische und politische Demonstration handelt. Die Offiziere waren ebenso wie ihre Mannschaften zum Dienst befohlen. Sie haben von Amts wegen den Begriff, daß Gehorsam gegen die Vorgesetzten A und O der Heereszucht und ebenso eines gesunden Staatswesens überhaupt sei. Sie sehen auch in Kirche und Kirchgang Institutionen, die ganz wesentlich mit dazu berufen sind, Disziplin zu stärken und zu schaffen. Dann nahmen sie ihren Anstoß an der Tatsache selbst, daß der Prediger das Urteil des Spruchgerichts so freimütig und rückhaltlos kritisierte. Sie hielten sich für verpflichtet, insbesondre ihre Mannschaften vor dem Erlebnis eines solchen Aktes der Unbotmäßigkeit auf der Kanzel zu schützen.

In diesem Falle hatten die Offiziere dem betroffenen Pfarrer persönlich nichts zu erklären. Sie hatten ihn wegen Verleitung der Mannschaften zum Ungehorsam im Dienst durch das gegebene böse Beispiel bei ihren Vorgesetzten zur Anzeige zu bringen. Dann mußte die Militärbehörde die Sache ihrer Offiziere führen — wie die Kirchenbehörde von Rechts wegen die Sache ihres Pfarrers.

In diesem Falle handelt es sich nicht um einen Konflikt zwischen zweierlei religiösem Gewissen, sondern zwischen religiösem und militärischem Gewissen. Ihm ist viel schwerer gerecht zu werden als jenem. Insbesondere würde das Konsistorium die heikle Aufgabe haben, der Militärbehörde und den Offizieren klar zu machen, daß die christliche Predigt in der Kirche Luthers auf einem ganz andern Gehorsams-Begriff ruht als auf dem der militärischen Disziplin. In der Kirche Luthers, der einst zu Worms vor dem Kaiser und vor dem Vertreter des Papstes eine vom militärischen Standpunkte aus nicht zu entschuldigende Unbotmäßigkeit bewiesen hat.

Aber wie gesagt, man weiß noch zu wenig von diesem Zwischenfall, von seinen letzten Gründen. Warten wir Weiteres ab. Die Militärbehörde ist doch jedenfalls vor die tatsächliche Entscheidung gestellt, ob sie ihre Soldaten ferner zu dem Pfarrer in die Kirche schicken will, der der Gegenstand dieser Demonstration war. Vielleicht unterwirft sie dann gleich alle Pfarrer, die nach dem Spruchgericht irgendwie für Jatho eingetreten sind, dem militärischen Boykott? Vielleicht alle notorisch liberalen Pfarrer überhaupt? Das ergäbe die Perspektive, daß unser Heer, das grundsätzlich allem politischen und kirchenpolitischen Streit entrückt sein soll, sein Schwert recht offensichtlich in den

Dienst der einen kirchlichen Partei stellte. Man bedenke, welche Folgen das für den Bestand unsres heutigen Kirchenwesens haben müßte! Es würde diesen ganz anders gefährden als zehn Wilhelmshöher Anträge.

Eins bedauern wir aufrichtig und herzlich. Wie gut hätte es getan, wenn das Brandenburgische Konsistorium sich in dieser Lage seines Pfarrers angenommen hätte. Mag er ausgesprochen „liberal" sein: er ist doch sein, ihm unterstellter, ihm anvertrauter Pfarrer! Diese kahle Ablehnung, die man ihm hat widerfahren lassen, muß den ganzen Pfarrerstand tief verletzen. Noch mehr wenn das wahr ist, was die Vossische Zeitung 381 vom 4. August, Morgenausgabe, Näheres über eine Vernehmung des Pfarrers Kraatz durch ein Mitglied des Konsistoriums berichtet. Unsre Kirchenbehörden sollten solche Fehler nicht machen. Die Zeiten sind zu ernst dafür. Wir sind weder Gegner der Landeskirchen noch ihrer Behörden. Wir erkennen gerne an, daß auch in den preußischen Konsistorien viel Frömmigkeit, Erfahrung und guter Wille steckt. Aber warum merkt man in solchem Falle, wo die Dinge für die Behörde zunächst so einfach liegen, rein gar nichts davon? Keinen Ernst und kein Wohlwollen? Noch einmal: wie gut hätte es getan, wenn gerade im jetzigen Zeitpunkt das Konsistorium sich seines Pfarrers angenommen hätte, obwohl er „liberal" war! Es konnte ja, wenn es dies für seine Pflicht hielt, dann obendrein und dennoch wegen seiner Jathopredigt gegen ihn vorgehn!

Der Vorgang in der Charlottenburger Luisenkirche ist nur ein Zwischenfall. Aber er ist so drastisch in seiner Anschaulichkeit, daß die Kirchengeschichte ihn als ein kleines bezeichnendes Zeichen unsrer Zeit festhalten wird. R

Verschiedenes

Feiergedanken eines Arbeiters in Gedichten und Skizzen. Von Adolf Maetze. Mit einem Nachwort von Dr. E. Thesing. Verlag Karl Peters, Magdeburg 1911. 36 S. 1,50 Mk.

Keine leidenschaftliche Proletarierdichtung, Feiergedanken eines Arbeiters enthält dieses Büchlein. Es stammt von einem, der den Kampf ums Dasein kennt, bis zum nagenden Hunger, bis zur Verzweiflung, die mit dem Strick winkt. Aber

Es gibt ein Lied ... ich weiß den Namen nicht,
Weiß nicht einmal, ob je es ward geschrieben,
Doch ists, gleich wie zum Sehn das Augenlicht,
Zum Leben unentbehrlich mir geblieben.

In schweren Stunden, wenn im Sturmeswehn
Mein Schifflein ringt mit wilden Schicksalswogen,
Dann kommt des Liedes himmlisches Getön
In mein verzweifelt' Schifferherz gezogen.

Und neubelebt, mit ruhig sichrer Hand,
Greif ich dann in des Steuerrades Speichen,
Um doch, trotz allen Stürmen, noch das Land —
Das Ziel der heißen Sehnsucht zu erreichen.

Es ist etwas von echter Dichtergabe in diesem Mann, die auch in Momenten unbeholfenen Ausdrucks noch erkennbar ist, eine feine Seele, die durch ein Leben voll Mühe und Not, Krankheit und Bitternis sich hindurchgerettet hat. Ein Einsamer offenbar, der sein Stimmungsleben dichterisch ausspricht, während die Wogen des Zeitlebens seine Ufer kaum zu erreichen scheinen. Aber einer, der Persönliches zu sagen vermag, dessen Herz wir in seinen kunstlosen Versen schlagen hören. Besonders die Natur schließt ihren mütterlichen Schoß ihm auf mit ihrer Kraft und ihrem Trost für ringende Menschen. So der „Frühling".

O sagt ... welch süß Geheimnis birgt die Luft,
Daß jäh und wild, als wollt es Ketten sprengen,
Das Herz in mir erbebt in wildem Drängen
Nach Licht und Luft, nach Glück und Blumenduft? —

O sagt ... was ists für Götterzaubermacht,
Die mich umfängt mit glückverheißend' Klingen,
Die sieghaft dringt mit lichten Sonnenschwingen
Durchs tiefste Dunkel geistger Knechtschaftsmacht? —

Ich glaub, daß „Frühling" dieser Zaubrer sei,
Der müde Seelen spornt zu neuem Ringen,
Daß rastlos kämpfend durch die Nacht sie dringen —
Hindurch zum Licht — von Sklavenketten frei!

Aber auch sein häusliches Leben mit seiner Not und Sorge und Freude spricht aus seinen Gedichten, die Arbeit in ihrer Schönheit klingt an, und das Göttliche erscheint als Frage am Rande des Daseins. Ein unverwüstlicher Glaube an die Macht des Wahren, Guten und Schönen lebt in diesem Büchlein, man hört keine schrillen Dissonanzen. Darin ist es nicht modern, aber das Beste darin ist empfunden und zu geschlossener Aussprache gebracht. Wenn wir es aus der Hand legen, haben wir den Eindruck, daß eigentümliches Leben uns berührt hat, daß wir einen Menschen gesehen haben. Daß dieser Mensch am Werktag einen Arbeiterkittel trägt, macht uns das Büchlein besonders wert. Rudolf Günther

Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Unter Mitwirkung von Eucken, Gierke, Husserl, Meinecke, Rickert, Simmel, E. Troeltsch, M. Weber, Windelband, Wölfflin, herausgegeben von Georg Mehlis. Tübingen, Mohr 1910. Erstes und zweites Heft. 164 und 124 S. Jährlich 3 Hefte. 9 Mk.*)

Es ist ein Wagnis, der heutigen Leserwelt eine neue philosophische Zeitschrift anzubieten. Die Konkurrenz ist groß, die alten eingesessenen Monatsschriften und Archive haben ihr Berufs- und Gewohnheitspublikum; wo sollen die Abonnenten für die Neuerscheinung herkommen? Sie kann nur Erfolg haben, wenn sie sich wirksam von allem Alten unterscheidet und wenn möglich eine neue Geistesrichtung vertritt. Mit eigenartigem anziehendem Charakter führt sich nun der Logos ein: er will den Versuchen zu neuer systematischer Philosophie, die sich jetzt überall regen, einen Mittelpunkt schaffen und dabei auch der ausländischen Philosophie breiten Einlaß gewähren. Die Zeitschrift soll in mehreren Kultursprachen erscheinen; bis jetzt ist nur die Ausgabe in deutscher und russischer Sprache verwirklicht. Das Programm schließt sozialwissenschaftliche Arbeit einseitig dogmatischen, historischen oder psychologischen Charakters prinzipiell aus. Ihr Ziel ist vielmehr Kulturphilosophie auf geschichtsphilosophischer Voraussetzung. Diese Prinzipien sind so weit und allgemeingültig, daß sie jeder lebenskräftigen und am Gegenwartsdenken orientierten Philosophie die Mitarbeit erlauben. Hauptsächlich scheint aber die spekulative Richtung der modernen Philosophie im Logos arbeiten zu wollen.

Das erste Heft bietet eine prachtvolle Uebersicht über die systematischen Probleme, die die Philosophie heute bewegen. Den Anfang macht Rickert mit einer Untersuchung über den Begriff der Philosophie, in der er die Probleme von Wert und Wirklichkeit kontrastiert und der Philosophie die eigene Aufgabe der Sinnesdeutung dieser Probleme, d. h. ihrer geistig-selbständigen Vereinigung zuschiebt. Ein schwerer Aufsatz, der gleich den strittigen Begriff des Wertes in den Mittelpunkt stellt. In anderer Weise wird von Benedetto Croce dasselbe Wertproblem behandelt: er geht auf die Geschichtsschreibung und ihre Werturteile ein. Eine dreifache Sinngebung des Wertbegriffs unterscheidet er und will zum Schluß das Geistesleben auf einen erkenntnistheoretischen Dualismus in Natur und Geist basieren, der einen entsprechenden Dualismus der Werte bedingt. Anmutiger ist die Gabe, die Frankreich uns bietet in Boutrouxs Aufsatz über Wissenschaft und Philosophie. Auch im deutschen Gewand erhält sich die leichte Beweglichkeit der französischen Denkart und ihre ansprechende Bildlichkeit. Ein Beispiel: „Die Philosophie ist eine Seele, welche sich einen Leib sucht; und sie schafft sich einen Leib, indem sie in eigenartiger Weise auf die Wirkung der Welt, worin er versenkt ist, antwortet." Doch wir können auch Deutsche loben für die schöne Art, ihre Gedanken zu formen: Karl Voßler gibt eine höchst geistreiche und belehrende Skizze über „Richtig" und „Wahr" in der Sprachwissenschaft. Seine kulturgeschichtlichen Betrachtungen laufen darauf hinaus, dem Geschmack, dem Kunstgefühl fundamentalen Einfluß auf die Sprachentwickelung zu geben. So sind wir bei dem modernen Problem der Aesthetik, das Croce schon andeutete und das von Leopold Ziegler nun speziell behandelt wird als „Verhältnis der bildenden Künste zur Natur". Ein sehr interessanter Aufsatz, dessen Scheidung von dichterischem Naturgefühl und bildnerischer Natur- und Formanschauung ernst nachgedacht sein will; der Schluß gibt eine feine Rechtfertigung des malerischen Impressionismus. Außerdem hat Simmel einen Beitrag „zur Metaphysik des Todes" geliefert, der in eigentümlicher Weise die Symbolik der Seelenwanderung wieder aufnimmt. Richard Kroner berichtet über Henri Bergson, mit dessen Antirationalismus, Biologismus und Intuitionismus er in seiner Kritik beinahe zu scharf ins Gericht geht. Doch verhehlt er nicht seine Bewunderung vor Bergsons originellem Systemversuch. Zum Schluß kommen noch ein interessanter Bericht „Ueber die gegenwärtige Lage der Philosophie in Rußland" und anerkennenswert kurz gehaltene Bücherbesprechungen.

Inzwischen ist das zweite Heft des Logos erschienen, aus dessen reichem Inhalt wir besonders Troeltschs Aufsatz über „Die Zukunftsmöglichkeiten des Christentums" und Windelbands Darlegungen über „Kulturphilosophie und transszendentalen Idealismus" erwähnen. Die Art, wie Windelband den Kantischen Idealismus zur Kulturphilosophie erweitert, ist formal und gedanklich ergreifend. In ähnlichen Gedanken trifft sich mit ihm Troeltsch, der die Zukunftsmöglichkeit des freien Christentums zuletzt in seiner Beziehung zu den Kantischen idealistischen Philosophiesystemen findet, deren Ausbau weiterhin unsere Geisteskultur beherrschen muß. Damit mag genug von

*) Obige Anzeige ist sofort nach Erscheinen der beiden Hefte geschrieben und dann der Redaktion abhanden gekommen. Die wiedergefundenen können wir dem ins Ausland verreisten Verfasser nicht vorlegen, möchten aber keinen Augenblick säumen sie zu drucken. Von der Zeitschrift ist inzwischen bereits Heft 1 des 2. Bandes erschienen. Wir berichten über die weiteren Hefte demnächst. D H

dem Inhalt des Logos angeführt sein; daß er Probleme behandeln will, die unserer Zeit sehr brennend sind, hat er mit diesen zwei Heften deutlich gezeigt. Nun sollte unsere philosophische Leserwelt, und das heißt nicht nur die akademische, beweisen, daß sie solches geistige Angebot zu werten und zu verarbeiten versteht.

Karl Bornhausen

Kleine Mitteilungen. Ich lese in den Leipziger Neuesten Nachrichten 220: „Es ist für den Fall Jatho ungemein charakteristisch, daß er ausläuft in einen Streit innerhalb der liberalen Theologie. Für die Kirche ist die Sache mit der Jathoschen Amtsenthebung erledigt. Auch die positive Theologie befaßt sich kaum noch mit ihm. Nur die liberalen Theologen läßt das Problem nicht schlafen.“ Das ist gesagt keineswegs vom Standpunkt der „Kirche“ oder der „positiven Theologie“, sondern vom Standpunkte des kühlen Beobachters und (worauf in nächster Nummer alles Gewicht gelegt wird) Logikers. Nur daß dieser Logiker keinen Begriff davon hat, was bei uns die Kirche ist, und daß zu ihrer Konstitution auch die Kölner Gemeinde so gut gehört wie der Oberkirchenrat, die liberale Theologie so gut wie die positive. Diese klugen Zuschauer wissen und vernehmen gar nichts, mögen sie nun in den Leipziger Neuesten Nachrichten oder in der Leipziger Volkszeitung ihr zeitgenössisches Urteil niederlegen. Wie steht es denn in Wirklichkeit? Für das Kirchenregiment ist der Fall gewiß zunächst erledigt. Der Ort, wo er über kurz oder lang wieder brennend werden kann, ist Köln. Aber jetzt ist Ferienpause. Für die „positive Theologie“ liegt gar kein Grund vor, sich mit dem Fall Jatho weiter zu beschäftigen. Sie war mit ihren tieferen Interessen nie dabei beteiligt; diese Sache liegt jenseits ihrer Sphäre. Sie hat ganz andre Nöte, ihre eignen, für sie groß genug, die wiederum uns kaum berühren. Und die „liberale Theologie“? Ja wie soll denn für sie der Fall Jatho durch das Spruchgericht ererledigt sein? Durch dieses ist ja Jatho und alles, was mit seiner Weise, Evangelium zu verkündigen, zusammenhängt, erst für sie in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden! Welcher „Theologe“ kümmerte sich vorher viel um Jatho? Nur solche, die ihn persönlich kannten. Seine literarische Produktion hatte ihm im Kreise der Zünftigen kaum Freunde gewonnen; eher hatten sie sich unbefriedigt oder geärgert davon abgewandt (besonders von der Artikelsammlung „Fröhlicher Glaube“); bis zu einer Bekämpfung dessen, was darin mißfiel, war es nicht gekommen, weil die Aufgabe dem Gelehrten nicht lag oder bis zum Eingreifen des Prozesses die Zeit fehlte. Aber von dem Moment an, wo das Spruchkollegium urteilte, war alle Theologie, welche das Evangelium in größter persönlicher Freiheit verkündigt wissen will, aufs tiefste in Mitleidenschaft gezogen. Teils um ihrer selbst, um der Prinzipien willen. Teils um der Gemeinde und ihres seelischen Zustandes willen, wie die „liberale Theologie“ ihn sieht. Und die blöden Propheten, die da nach Zeichen ausschauen, ob nun „der Jathorummel vorüber sei“, haben ja keine Ahnung davon, wie tief der ganze Komplex von Fragen und Schwierigkeiten, der in dem Fall Jatho greifbar geworden ist, Ungezählte beschäftigt, Laien und Theologen. Es ist aber in solchen Zeiten der Vorteil immer auf Seiten derer, denen eine Sache tief geht. Was man „liberale Theologie“ nennt, das hat gerade seinen unersetzlichen, unüberbietbaren Wert darin, daß solche religiös-kirchliche Gewissenskonflikte für sie nicht „erledigt“ sind, solange sie noch irgend einen gewissenhaften Menschen bewegen. Und weiter darin, daß ihre Auflösung nicht gesucht wird auf dem Wege der Kirchenpolitik oder des Kirchengerichts (glauben denn die Toren, der Fall wäre für uns erledigt, wenn Jatho freigesprochen worden wäre?), sondern daß uns das Problem „nicht schlafen läßt“ bis wir eine sachlich befriedigende Lösung gefunden haben. Das vornehmste Mittel, einer solchen Lösung näher zu kommen, ist für uns der „Streit“. Wem das nicht gefällt, der mag katholisch werden. (Wobei nur zu befürchten, daß er auch dort noch auf den Streit der Geister stoßen wird, wenn er nicht entschlossen die Mönchskappe über die Ohren zieht.) Unser Streit ist aber nicht ein solcher, unter dem die Werke der Liebe nicht gedeihen könnten. Indem wir unsre Meinungen bekämpfen, achten wir die Person. Wo das nicht der Fall wäre, hat das jedenfalls mit unsrer Art Theologie nichts zu tun. Und während wir über einen Zustand von Kirche nachsinnen, wie er sein sollte, damit sie einen Jatho trägt, wollen wir zugleich einen Zustand der Kirche, in dem auch der eifrigste Altgläubige seines Glaubens leben kann. So umfassend ist unser Horizont, so zuversichtlich unser Wille. Und wenn wir den Fall Jatho nicht aus dem Sinn lassen, denke doch Niemand, daß wir wie hypnotisiert nur auf den Einen Punkt schauen! Wir sind nur gründlich genug, daß wir das hier in Einem historischen Punkte zusammengefaßte Problem immer wieder von diesem Punkte aus anfassen und verfolgen. Von da aus ist eine Möglichkeit und Notwendigkeit der Verständigung gegeben, wie sie so nicht wiederkommt. Für die ernsteren Menschen natürlich nur, aber für diese in allen Gruppen und Parteien. Wer das nicht mitfühlt und fröhlich einer neuen Sensation nacheilt, wie die Kinder von Schmetterling zu Schmetterling, für den sind wir nicht da und er nicht für uns.

Pastor Kraatz an der Luisenkirche in Charlottenburg hat von seinem Konsistorium einen Verweis bekommen. Für seine Jatho-Predigt. Nun ja; ich meine auch, sie hat zu wenig Rücksicht genommen auf das, was man einer Kirchgemeinde in solchem Momente schuldig ist. Aber hat nun mit diesem Verweis das Konsistorium wirklich seine Schuldigkeit getan? Was ich in obigem Artikel gesagt habe, ist durch diesen „Verweis“ nicht widerlegt und nicht entkräftet. Im Gegenteil, die Verpflichtung der Kirchenbehörde nach der andern Seite hin ist nur dringender geworden. In Eisenach tagt demnächst der Pfarrerverein; er hat alle Ursache, sich mit diesem Vorgang zu beschäftigen.

R

Jeder Tag bringt uns Manuskripte, die mit dem Fall Jatho zusammenhängen. Sie alle zu drucken, fehlt schon der Raum. Obendrein ist der Herausgeber noch auf vierzehn Tage verreist. Wir bitten also jetzt nur Allerwichtigstes oder Verabredetes einzusenden.

Von Jatho-Literatur ist weiter zu verzeichnen: 1. eine Antwort Jathos auf Harnacks Brief (Nr. 32) in der Mittagsausgabe der Kölnischen Zeitung vom 10. August (885); 2. Gottes Wort? Zwei Predigten zur Lage. Von Hans Vollmer. Neubner, Köln. 15 S.

L

Quittung

Für das armenische Weisenhaus in Brussa: 50 Mk. von R R, Nördlingen; 40 aus Lichtenstein; 20 aus der Gemeinde Ellwangen; 15 von Sch, Gandersheim; 7 Sammlung der Konfirmanden in Spielberg; 5 von M S in S; 3 von R, Diedenhofen; 2 von W, Durlach.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 5 Mk. von Schw, Dortmund, G Z, Nauen; N N in T; 2 von A N, Haarzopf.

Für das Notwendige Liebeswerk: je 20 Mk. von C H, Willenscharen; H M, Unter Regenbach; 8,35 von C B, Genf; 6 von H G Sch, Schw. Gmünd; je 5 von v E, Karlsruhe; Sch, Spittal; je 3 von K, Tübingen; Pfarramt Onstmettingen; G, Lomersheim; W E Sch, Herrnhut; Sch, Königshütte; je 2 von v S, Steglitz; H, Stralsund; Th G, Dresden; 1 von F, Kleinwelka.

Für die belgische Missionskirche: 10 Mk. von Sch, Rodheim.

Für die evangelische Kirche in Rom: 100 Mk. von P, Jena.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber i. V. Cand. W. Loew Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. Mittwoch 6. September 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Die Jugendarbeit des Bundes deutscher Jugendvereine. Referent: Pfarrer lic. theol. Hollmann-Nicolassee.

Magdeburg. Mittwoch 23. August 1/24 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die Persönlichkeit Gottes.

Wernigerode. Donnerstag 7. September 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Religion und Schule. Rektor Beyer.

Versammlungskalender

20.—24. August	Reformierter Bund Detmold
28. Aug. bis 2. Sept.	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz Upsala
18. Sept.—15. Okt.	Ausbildungskursus für Jugendvereinsleiter Hamburg
23.—25. September	Hauptversammlung des Gustav-Adolf Vereins Frankfurt
25.—28. „	Kongreß für Innere Mission Stettin
2.— 3. Oktober	Deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag Hannover
2.— 4. „	Freunde der Christlichen Welt Goslar
5.— 8. „	Evangelischer Bund Dortmund

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Goslar** Hotel Achtermann

Montag 2. Oktober abends 1/27 Uhr: **Neue Ansätze in der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung.** Professor Stephan aus Marburg.

Dienstag 3. Oktober vormittags 9 Uhr: **Die Seele des Verbrechers und das Problem des Bösen im Menschen.** Pfarrer Philippi aus Wiesbaden und Professor Kattenbusch aus Halle. — Nachmittags 6 Uhr: **Die Gesamtlage unsrer Kirche mit besondrer Rücksicht auf ihre Verfassung.** Pfarrer Foerster aus Frankfurt a. M.

Mittwoch 4. Oktober vormittags 9 Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Liberaler Hülfsprediger sucht für sofort **selbständige Stellung.** Angebote mit Gehaltsangabe durch die Geschäftsstelle unter **D. K.** erbeten.

Wo können **zwei Kinder** aus guter Familie im Alter von 1½ und 5 Jahren für 6—8 Monate bei sorgfältiger Pflege untergebracht werden? Angebote mit Preisangabe erbitte unter **I. L. R.** an den Verlag.

Suche für **1. Oktober,** spätestens 1. November, bei hohem Gehalt, allererste Kraft als **Erzieher** meines zehnjährigen Sohnes, der gleichzeitig den Unterricht meiner neunjährigen Tochter übernehmen müßte.

Lebenslauf, Photo und Zeugnisse einzusenden an

Freiherrn von Bodenhausen, Bredeney bei Essen-Ruhr, zurzeit Eybach (Württemberg)

Sofort. Vikar für Pilsen gesucht. Gebildete übersichtliche Stadtgemeinde. Landschaftlich schöne Diaspora (Böhmerwald). Gehalt 2000 Mk.

Ernst Nack, Pfarrer. **Deutsch-evangelisches Pfarramt**

Gesellschaft „Evangelische Fürsorgeheime“ (G. m. b. H.) Gummersbach, Rheinland

Wir suchen zum **15. September**, spätestens **1. Oktober d. J.** einen **ordinierten Hilfsgeistlichen**, der in erster Linie unsern Vorsitzenden in seiner pfarramtlichen Tätigkeit zu vertreten hätte, aber auch in den beiden Fürsorgeheimen mit tätig sein müßte.

Anfangsgehalt 2400 Mk., Wohnungsgeld 600 Mk.

Meldungen mit Zeugnisabschriften und Lebenslauf baldmöglichst erbeten an den Unterzeichneten.

Das Kuratorium:
I. A. H. Rühle, Pfarrer
Vorsitzender

Verlag von Georg D. W. Callwey in München

Carl Hauptmanns Werke

Mathilde. Ein Roman in 5 Büchern. 2. Auflage. 5. M., geb. 6.50 M.
Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. 3.— M., geb. 4.50 M.
Moses. Eine Bühnen-Dichtung. 3.— M., geb. 4.50 M.
Panspiele. Vier kurze Bühnenspiele. 4.— M., geb. 5.50 M.
Judas. Drei Charakterstudien. 5.— M., geb. 6.50 M.
Miniaturen. Skizzen. 3. M., geb 4.50 M.
Die Austreibung. Tragisches Schauspiel. 3.— Mk., geb. 4.50 M.
Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. 2.50 M., geb. 4.— M.
Des Königs Harfe. Ein Bühnenspiel. 3 — M., geb. 4.50 M.
Aus meinem Tagebuch. Verse und Sprüche. 2. Aufl. 5.— M., geb. 6.50 M.
Napoleon. Eine Bühnendichtung in zwei Teilen. Jeder Band 3.— M., geb. 4.50 M.

Soeben erschien:
Rudolf Euckens Werk.
Eine neue idealistische Lösung des Lebensproblems. Zur Einführung in sein Denken und Schaffen von **Kurt Kesseler**
9 Bogen Umfang in Oktav,
Preis: **2,50 Mk.**
Verl. von G. Kreuschmer in Bunzlau

Verlag Karl Rohm, Lorch, Württemberg

Was meint die Bibel unter dem Begriff **Reich Gottes?**
Man lese darüber die hochaktuelle Schrift des wegen ihrer Herausgabe **suspendierten** katholischen Stadtpfarrers **Otto Feuerstein**
Sozialdemokratie und Weltgericht
Preis 1,50 Mk.

Preisausschreiben

Der **Zentral-Ausschuß für Innere Mission** beabsichtigt, zur wissenschaftlichen Erforschung der einzelnen Gebiete und Fragen der Inneren Mission durch Preisaufgaben anzuregen. Dies soll in der Weise geschehen, daß jedes Jahr nicht nur ein bestimmtes vom Zentral-Ausschuß genau formuliertes Thema zum Wettbewerb ausgeschrieben wird, sondern auch Arbeiten über frei zu wählende Themata, welche jedoch einem vom Zentral-Ausschuß jedesmal zu bezeichnenden Gebiet angehören müssen, verfaßt und eingeschickt werden dürfen. Als Preisaufgabe für das Thema der ersten Art hat der Zentral-Ausschuß für dieses Jahr bestimmt:

Wie verhält sich der dem Wichernschen Programm der Inneren Mission zu Grunde liegende Kirchengedanke zu der Schleiermacherschen Kirchenidee?

Das weitere freie Thema soll folgendem Gebiet entnommen sein:

Inwieweit läßt sich in der neueren deutschen Rechtsbildung ein Einfluß der seit Wichern in der Inneren Mission geltend gemachten Gedanken nachweisen?

Für jede der beiden besten Arbeiten in der ersten und zweiten Gruppe hat der Zentral-Ausschuß einen Preis von je 300 Mk. ausgesetzt. Jede Arbeit, die in deutscher Sprache und in Maschinenschrift einzureichen ist, muß mit einem besonderen Kennwort versehen sein. Der Name des Verfassers soll in einem verschlossenen Kuvert, welches dasselbe Kennwort trägt, enthalten sein. Die Arbeiten sind bis spätestens zum 30. Juni 1912 an den **Zentral-Ausschuß für Innere Mission in Berlin-Dahlem, Post Groß-Lichterfelde West, Altensteinstraße 51** zu senden. Die eingegangenen Arbeiten werden durch ein Preisrichterkollegium aus drei Personen, welches von der hierfür gebildeten Kommission für jede der beiden obigen Gruppen eingesetzt wird, geprüft werden.

Die Kommission selbst besteht aus folgenden Mitgliedern: Geh. Konsistorialrat Professor D. Seeberg-Berlin, Vorsitzender der Kommission; Direktor D. Hennig-Hamburg; Konsistorialrat Professor D. Mahling-Berlin; Pastor W. Scheffen-Berlin; Geh. Kirchenrat Professor D. von Schubert-Heidelberg; Direktor D. Spiecker-Berlin; Präsident des Zentral-Ausschusses für Innere Mission; Senatspräsident Wirkl. Geh. Oberregierungsrat D. Dr. Dr. von Strauß und Torney-Berlin; Professor D. Wurster-Tübingen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Kantisch-Fries'sche Religionsphilosophie

und ihre Anwendung auf die Theologie

Zur Einleitung in die Glaubenslehre für Studenten der Theologie.

Von

D. Dr. **Rudolf Otto**

Professor an der Universität Göttingen.

Groß 8. 1909. Mk. 3,50. Gebunden Mk. 4,40.

Otto löst die Aufgabe, die er sich vorgesetzt hat, in drei Abschnitten: 1. Ideenlehre: Hier kommen die ideengeschichtlichen Zusammenhänge von Fries' Religionsphilosophie, das Naturerkennen und das ideale Erkennen, die spekulativen Ideen und ihre praktische Belebung zur Sprache. 2. Praktische Philosophie: Hier werden subjektive und objektive Theologie (Zweck des Menschen und der Welt) und die Ahnungslehre behandelt. 3. Fries' Philosophie in Beziehung zur Theologie wird an De Wette und an Tholuck aufgezeigt und am Schlusse von dem teils durch Darstellung, teils durch Kritik von Fries gewonnenen Standpunkt aus die Aufgabe der Theologie gezeichnet. Zur Einführung in die systematische Theologie ganz ausgezeichnet. —
(Theologischer Jahresbericht XXIX).

„Es ist keine rein historische Abhandlung, die Otto unter diesem Titel hat erscheinen lassen, vielmehr ein Programm, ein Wegweiser, der die Richtung andeuten soll, in welcher der Ausweg aus den vielfachen Wirrnissen der Gesamtlage unserer gegenwärtigen Theologie erfolgen soll. . . . . Er widmet sein Buch der studierenden Jugend, der Zukunft. Und ich glaube, daß ein Stück Zukunft für Theologie und Kirche in den Gedanken schlummern, die er hier 'vortrefflich zusammengefaßt hat. Es wird unsere Aufgabe sein, dem weiter ernstlich nachzudenken.“
(Professor Bousset in der Theol. Rundschau, XII, 11 und 12).

. . . . . Die Ergänzung Kants scheint mir allerdings in dieser Richtung gesucht werden zu müssen.
(Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie)

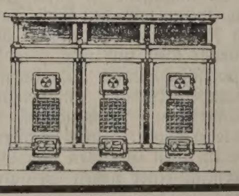
Vgl. auch den Aufsatz von Georg Weiß: Die neufriesische Schule der Theologie (Rudolf Otto und Wilhelm Bousset) in Nr. 31 des laufenden Jahrgangs der Christlichen Welt.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 32. Weiteres zum Fall Jatho — Zungenrednerkongreß in Kristiania — Synode der deutschen Brüder-Unität — Friedhofsrecht in Nordschleswig — Verschiedenes: Herkunft des Matthäusevangeliums; Weltmissionsausschuß; Sultan der Ungläubigen

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Harmoniums
beste Fabrikate · 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.



Der größte Heizeffekt bei sparsamstem Material-Verbrauch wird erzielt mit **Viktoria-Kirchenöfen** und **Viktoria - Frischluftheizungen für Kirchen und Säle**

Ofenfabrik Weißenburg
G. m. b. H.
Thal in Thüringen

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis.** Großer Umsatz. **Günstige Bezugsquelle.**
Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153